Erwägungssynopse

Flurbereinigung im Feld der Qualitativen

Walter Herzog und **Armin Hollenstein**

„… l'art, c'est *moi*; la science, c'est *nous*."
Claude Bernard

((1)) Das EWE-Programm weist einer Erwägungssynopse drei Aufgaben zu: erstens die Auseinandersetzungsformen in einer Diskussionseinheit zu re ektieren, zweitens die in der Diskussionseinheit repräsentierte Vielfalt zu ordnen und drittens die dabei entstehenden Schwierigkeiten gegebenenfalls zu erörtern. Wie man dabei vorgeht, dafür gibt es seit Erscheinen der Zeitschrift einige Beispiele, an die wir uns anlehnen wollen. Die Beispiele unterscheiden sich allerdings stark voneinander, und es scheint (noch) kein standardisiertes Verfahren zu geben, dem man gleichsam blindlings folgen könnte. Das ist auch nicht anders zu erwarten, denn Vielfalt stellt sich je nach Inhalt anders dar, weshalb von Fall zu Fall abzuwägen ist, wie mit ihr umzugehen ist.

((2)) In unserem Fall ist die Vielfalt gleich doppelt gegeben: sie bildet Thema des Hauptartikels von Reichertz („Vielfalt ohne rechte Einheit" ((9))), und sie zeigt sich in der Fülle der Reaktionen auf den Hauptartikel. Wir werden uns darum bemühen, in diese doppelte Vielfalt eine gewisse Ordnung zu bringen, ohne die erste Aufgabe – die Re exion der Auseinandersetzungsformen – zu vernachlässigen und ohne die dritte – Aufzeigen von Schwierigkeiten – zu umgehen. Angesichts der Fülle an Bezügen und Argumenten, die in der vorliegenden Diskussionseinheit aufscheint, wird es uns allerdings nicht möglich sein, eine erschöpfende Auswertung der Texte vorzunehmen. Wir werden daher dem Inhalt der Diskussion etwas mehr Gewicht geben als der Form.

((3)) Auch wenn wir uns um größtmögliche Neutralität bemühen werden, glauben wir nicht, dass wir frei von Vorurteilen sind. Vorurteile zeichnen sich dadurch aus, dass man sie selber nicht aufzudecken vermag, selbst wenn man es möchte. Um der Leserin und dem Leser wenigstens ein Bild von uns zu geben, weisen wir darauf hin, dass wir beide Erziehungswissenschaftler sind, der eine (W.H.) mit einem Schwerpunkt in der Pädagogischen Psychologie, der andere (A.H.) mit einem Standbein in der Mathematikdidaktik. In methodischer Hinsicht sind wir auf keine Position bzw. Schule festgelegt, zudem forschen wir sowohl mit qualitativen wie auch mit quantitativen Verfahren (was immer diese Unterscheidung heißen mag). Beide können wir auf eine langjährige Erfahrung in der methodischen Ausbildung von Studierenden der Erziehungswissenschaft zurückblicken.

((4)) Die Neutralität, um die wir uns bemühen wollen, verstehen wir nicht so, dass dadurch eine eigene Stellungnahme ausgeschlossen würde. Wie der Autor des Hauptartikels und wie die Autorinnen und Autoren der Kritiken sind wir an Forschung und Forschungsmethodik interessiert und möchten dieses Interesse nicht einfach kaltstellen. Insofern werden wir uns am Diskurs, den Reichertz eröffnet hat, beteiligen. Dies aber nicht in der Position der Oberrichter oder Auguren, sondern als mitdenkende Peers, die in Kenntnis der Vielfalt an Positionen Akzente setzen, die – so hoffen wir – die Diskussion weiterbringen werden.

((5)) In Anlehnung an bisherige Erwägungssynopsen geben wir unseren Ausführungen folgende Struktur: Als *erstes* werden wir versuchen, den Hauptartikel von Reichertz inhaltlich und formal zu rekonstruieren. Als *zweites* werden wir die wesentlichen Inhalte der Kritiken aufarbeiten, und zwar nach einer Struktur, die Reichertz' Fragestellungen folgt. Als *drittes* wird die Replik von Reichertz zur Diskussion stehen, wobei wir verfolgen werden, wie er sich mit der Vielfalt und Heterogenität der Kritiken auseinandersetzt. Abschließend werden wir *viertens* auf einige formale Aspekte der Rezeption des Hauptartikels eingehen, den Stil der Auseinandersetzung kommentieren und zu zwei ausgewählten Themen Stellung nehmen.

((6)) Zur Zitierweise: Wir folgen den üblichen Regeln von

EWE, indem wir auf die Abschnitte der einzelnen Beiträge verweisen. Im Allgemeinen wird aus dem Kontext heraus klar, auf welchen Autor bzw. welche Autorin wir uns beziehen. Wenn nicht, setzen wir den Autorennamen, zusammen mit der Belegstelle, in einfache Klammern. Mit der Abkürzung ‚s.' verweisen wir auf den Hauptartikel, auf eine Kritik oder auf die Replik, während wir auf Stellen in unserem eigenen Text mit einem ‚vgl.' verweisen. Für den Hauptartikel verwenden wir als Kürzel ‚HA', für die Replik ‚R'.

1. Ein erfolgreiches, aber methodologisch ungesichertes Sammelsurium

((7)) Gemäß Zusammenfassung seines HAs will Reichertz *erstens* einen „Überblick über den aktuellen Stand qualitativer Forschung" geben, *zweitens* die These begründen, wonach „qualitative Forschung keinen eindeutigen Kern aufweist", *drittens* einfordern, dass die „qualitative Sozialforschung … ihre Überprüfbarkeit erhöhen muss", *viertens* einige „theoretische und methodologische Probleme qualitativen Arbeitens" erörtern und schließlich *fünftens* der Frage nachgehen, „ob der qualitativen Sozialforschung angesichts der Ergebnisse der neuen Gehirnforschung das sinnhaft handelnde Subjekt verloren geht". Der HA ist in 12 Kapitel und 42 Abschnitte gegliedert, die sich wie folgt auf die fünfteilige Fragestellung verteilen:

Erste Fragestellung: 1. Kapitel ((1))-((7))
Zweite Fragestellung: 2. Kapitel ((8))-((9)), 3. Kapitel ((10))-((13)) und 4. Kapitel ((14))-((19))
Dritte Fragestellung: 5. Kapitel ((20))-((21))
Vierte Fragestellung: 6. Kapitel ((22))-((25)), 7. Kapitel: ((26))-((27)), 8. Kapitel ((28))-((29)), 9. Kapitel ((30))-((31) und 10. Kapitel ((32))-((33))
Fünfte Fragestellung: 11. Kapitel ((34))-((41))

Den Abschluss des HAs macht das 12. Kapitel ((42)), das einen zusammenfassenden Charakter hat.

1.1 Über Erfolg und Misserfolg der qualitativen Sozialforschung

((8)) Auffällig ist, dass der „aktuelle Stand" ((Zusammenfassung)) der qualitativen Sozialforschung (QSF)[1] zunächst nicht *dargestellt*, sondern – gleich im ersten Satz des 1. Kapitels – *bewertet* wird. Es wird nämlich vermerkt, dass die QSF „zur Zeit in Deutschland recht *erfolgreich*" ((1)) sei. Der Erfolg wird als Normalität umschrieben, wobei sich die Frage stellt, ob dies im Sinne der *‚normal science'* sensu Kuhn (1976) gemeint ist, was wir eher ausschließen, da später – bei der Behandlung der zweiten Fragestellung – Heterogenität, also im Sinne Kuhns das *Fehlen* eines einheitlichen Paradigmas, diagnostiziert wird. Normalität scheint demnach im Sinne von *Institutionalisierung* der QSF gemeint zu sein ((1)). Das zeigen auch die Belege, die Reichertz seiner Stellungnahme folgen lässt. Erwähnt werden die Existenz von Sektionen und Arbeitsgruppen in wissenschaftlichen Gesellschaften, Ausbildungsmöglichkeiten in QSF, Bücher und Fachzeitschriften (s. ((2))f.) sowie eine erhöhte Nachfrage nach QSF ((5)).

((9)) Auffällig ist des weitern, dass die Normalität der QSF auf *Deutschland* bzw. die „*deutsche* qualitative Sozialforschung" ((1)) eingeschränkt wird. Reichertz begründet nicht, weshalb er seine Analyse in diesem Sinne begrenzt. Als Deutschschweizer fragen wir uns, ob die Einschränkung wirklich Deutschland bzw. die „deutschen Landen" ((5)) meint oder ob allenfalls der deutsche Sprachraum gemeint sein könnte. Immerhin ndet sich ein kleiner Hinweis auf die Situation „in der Schweiz" ((9)), und als illustrierendes Beispiel wird eine (deutschsprachige) Hausfrau aus dem Kanton Tessin genannt ((23)). Interessant ist dann allerdings, dass trotzdem auch englischsprachige Texte (nicht-deutscher Autoren) zitiert werden (z.B. Corbin, s. ((7))).

((10)) Bereits im dritten Abschnitt wird der Erfolg der QSF mit dem Vermerk relativiert, „seltsamerweise" würden Güte und Anzahl fachzentrierter Einführungen in qualitative Verfahren „nichts oder wenig über die Akzeptanz der Qualitativen in dem jeweiligen Fach aus(sagen)" ((3)). Mit dem Verweis auf die Akzeptanz im „jeweiligen Fach" kommt nicht nur ein weiteres Erfolgskriterium zur Sprache, es wird auch die Relativierung des Erfolgs nach Disziplin, die schon unter ((1)) angesprochen wird, bestärkt. Die Akzeptanz scheint zudem außerhalb der Hochschulen größer zu sein, denn QSF soll vor allem bei Behörden, privaten Unternehmen und Marktforschungsinstituten vermehrt nachgefragt werden ((5)). Trotzdem (oder deshalb?) konstatiert Reichertz eine bisher nicht beobachtete Verträglichkeit, ja „Harmonie" ((6)) zwischen den Vertretern quantitativer und qualitativer Forschungsansätze in den „deutschen Sozialwissenschaften" ((5)).

((11)) Der mehrdimensional aufgeschlüsselten Erfolgsmeldung – die allerdings nicht quantitativ belegt wird – setzt Reichertz dann einen weiteren Dämpfer auf. Denn bei allem Erfolg der *Methoden*, scheint man mit QSF keine akademische *Karriere* machen zu können ((7)). Deshalb könne „von einer Gleichgewichtigkeit der quantitativen und qualitativen Methoden noch keine Rede sein" ((7)). Man fragt sich, weshalb eine akademische Karriere nicht *auch* ein (weiteres) Erfolgskriterium für die QSF wäre. Wissenschaft ist nicht einfach ein ideelles Gefüge von Theorien, Methoden und Erkenntnissen, sondern in einer *scienti c community* verwurzelt, die nicht übergangen werden sollte, wenn über Erfolg oder Misserfolg einer Disziplin oder Forschungspraxis verhandelt wird. Statt von fehlenden Karrierechancen *trotz* Erfolg zu sprechen, wäre es nach unserer Beurteilung treffender, einen *partiellen* Erfolg der QSF zu vermelden. Dies umso mehr, als Reichertz des weitern auch auf die ungenügende Nachwuchs- und Forschungsförderung hinweist.

((12)) Dass Reichertz von seiner Erfolgsmeldung möglicherweise selber nicht ganz überzeugt ist, kann daran abgelesen werden, dass er bereits innerhalb des ersten Themenblocks seine zweite Fragestellung anzieht: die Zersplitterung der Methoden und die ungehemmte Proliferation neuer Verfahren (s. ((4)), ((7))). Auch hier liegt unseres Erachtens eher ein Indikator für Misserfolg als für Erfolg vor – zumindest wenn man nochmals an Kuhn (1976) denkt und im Zusammenschluss einer *scienti c community* durch Einigung über Grundsatzfragen das Kriterium ‚normaler Forschung' sieht.

Diese Art von Normalität kann die QSF (noch) nicht geltend machen, gerade auch gemäß der Analyse von Reichertz nicht.

((13)) Interessant am ersten Teil von Reichertz' Ausführungen ist, dass er sich trotz gegenteiliger Ankündigung nicht auf die *qualitative* Sozialforschung beschränkt. Die Beobachtung einer „‚neuen Verträglichkeit'" ((6)) zwischen qualitativen und quantitativen Methoden, die mitzuteilen ihm offensichtlich wichtig ist, zeigt, dass über QSF ohne Blick auf das gegnerische Lager nicht verhandelt werden kann. Wobei wir die Metapher des *Lagers* nicht zufällig wählen, argumentiert Reichertz doch *hier* – wo es um das Verhältnis von qualitativ und quantitativ geht – nicht (mehr) auf der Ebene der *Methoden*, sondern im Angesicht von *Personen*, die hinter den Methoden stehen. Die Rede ist von *den Quantitativen* und *den Qualitativen* (s. ((3))ff.), ein subtiler, aber bedeutsamer Perspektivenwechsel, da nun die von uns zuvor als übergangen monierte *scienti c community* thematisch wird (vgl. ((11))f.). Interessant ist der Wechsel der Perspektive auch deshalb, weil er unweigerlich eine Differenzierung nach *In-Group* und *Out-Group* nahe legt. Wie verschieden und heterogen die *Methoden* der QSF auch sein mögen, solange man sich als Qualitative *sozial* von den Quantitativen abgrenzen kann, darf – aus sozialpsychologischen Gründen – mit Einheit gerechnet werden.

1.2 Im Südfrüchteladen

((14)) Was bereits im 1. Kapitel aufscheint, wird im 2. Kapitel zum Hauptthema: die QSF als Südfrüchteladen. Das Gemeinsame an Südfrüchten ist, dass sie „nicht im Norden wachsen" ((8)), sprich: Was die Methoden der QSF eint, ist, dass sie *nicht quantitativ* sind. Diese negative Charakterisierung der QSF wird mit einer weiteren Metapher bestärkt: Wie sich in einem verwandtschaftlichen Beziehungsnetz die individuierenden Merkmale nach den Zufällen der genetischen Rekombination durchkreuzen, kommt den vielen Verfahren der QSF nichts Bestimmtes zu, „das (bei näherer Betrachtung) allen gemeinsam wäre" ((8)), auch wenn sie mit demselben Namen bezeichnet werden. Es gibt „keine (kleine) Schnittmenge" ((8)) und keinen „gemeinsamen Nenner" ((9)), sondern nur „Familienähnlichkeiten" (Wittgenstein 1971, p. 48) (s. ((8))).

((15)) Ist die Wortwahl von Reichertz präzise genug? Zu sagen, es bestehe „keine Einheit" ((9)), ist unseres Erachtens nicht identisch mit der Aussage, dass es keine Übereinstimmung gibt. Um hier ein chauvinistisches Beispiel zu geben: Die Tatsache, dass in der Schweiz 26 Kantone mit zum Teil heterogenen Kulturen, Traditionen und Sprachen existieren, schließt nicht aus, dass es trotzdem eine Einheit gibt, und liege diese nur in der gemeinsamen Verfassung. Ob in einer Vielfalt eine Einheit besteht oder nicht, scheint uns eine Frage der Abstraktionshöhe zu sein, auf die man sich begibt. Wenn man über die biologische Ebene hinaus geht, dann de nieren auch Verwandtschaftsbeziehungen durchaus eine Einheit. Um noch ein anderes Beispiel zu geben – auch im Hinblick auf die später aufzugreifende Frage des Relativismus –, sei an die berühmte Formel von Kluckhohn und Murray (1948, p. 35) erinnert: „Every man is in *certain respects* a. like *all* other men, b. like *some* other men, [and] c. like *no* other man" (Hervorh. W.H. & A.H.).

((16)) Reichertz erwägt den Vorschlag von Hitzler, wonach die „Rekonstruktion von Sinn" das Gemeinsame der QSF sein könnte ((9)), ist aber der Meinung, dass sich das Problem dadurch nur verschieben würde, und zwar auf die Begriffe ‚Sinn' und ‚Rekonstruktion', deren Gebrauchsweise äußerst heterogen sei ((9)). Dass auch die *empirische* Ausrichtung sowie der Bezug auf *Daten* als Kriterien nicht taugen ((9)), um Einheit positiv zu benennen, ist einleuchtend, denn dadurch würde die Grenzziehung gegenüber den quantitativen Methoden aufgehoben.

((17)) Aber wovon kann (noch) die Rede sein, wenn es kein (eindeutiges) *positives* Kriterium gibt, um zu entscheiden, ob ein Verfahren zur QSF gehört oder nicht? Das Dilemma wird greifbar, wenn Reichertz seinen HA mit „Qualitative Sozialforschung …" überschreibt, dann aber behaupten muss, die Rede von der QSF mache „keinen Sinn" ((9)). Besser sollte von einem „Feld der qualitativen Methoden" ((9)) gesprochen werden. Das aber wäre nicht mehr als eine semantische Operation, die für den Sachverhalt der Heterogenität keine Besserung bringen würde.

((18)) Über sprachliche Kosmetik hinaus geht Reichertz, wenn er das „Feld der qualitativen Methoden" ((9)) im nächsten Schritt einer Zweiteilung nach *elaborierten* und *Ad-hoc-Verfahren* unterwirft (s. ((10))ff.). Empirisch ist dieser Schritt nicht ohne weiteres nachvollziehbar, jedoch scheint Reichertz in der Beurteilung der Verfahren nun eine höhere Abstraktionsstufe erklommen zu haben. Denn von den elaborierten Methoden wird angenommen, dass sie „bestimmte Prämissen gemeinsam" ((9)) haben, wobei sich Reichertz nach unserer Beurteilung auf *formale* Merkmale beschränkt. Die Elaboriertheit einer Methode entscheidet sich nämlich daran, ob „(zumindest ansatzweise) das eigene methodische Vorgehen mit einer Theorie zum Gegenstand und der Erkenntnis zu untermauern versucht" ((9)) wird.

((19)) Das ist deshalb eine interessante Wendung, weil Reichertz nun nicht mehr nach einem *inhaltlichen* Kriterium (wie etwa *Sinn*) sucht, sondern seine Analyse auf der methodologischen Ebene weiterführt. Ob eine Methode elaboriert ist oder nicht, entscheidet sich allein daran, ob eine „Grundlagentheorie" ((12)) existiert, welche die Methode mittels „Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie und Erkenntnistheorie" ((11)) begründet, oder nicht – egal um *was für eine* Gesellschafts-, Sozial-, Handlungs- oder Erkenntnistheorie es sich jeweils handelt.

((20)) Insofern als die Qualität einer Methode an ihrer methodologischen Re ektiertheit ((10)) gemessen wird, geht mit der Dichotomie von ‚elaboriert' und ‚ad hoc' eine *Wertung* einher: *Gute* qualitative Verfahren re ektieren ihre methodische Basis, schlechte bzw. „weniger gute" ((10)) tun dies nicht. Da Reichertz explizit *aufzählt*, welche qualitativen Methoden zu den elaborierten zählen (s. ((12))), ist er nun weit empirischer bzw. *quantitativer* – und damit präziser – als bei seinen bisherigen Ausführungen.

((21)) Nach unserer Einschätzung hebt Reichertz damit auf einen unbestreitbaren Vorzug der QSF ab, nämlich die Einbindung der Methoden in eine Gegenstandsre exion. Zumindest der vorherrschenden Art, wie *quantitative* Methoden verwendet werden, müsste man das Etikett ‚ad hoc' ebenfalls anheften, nicht weil eine solche Re exion des Forschungsgegenstandes nicht möglich wäre, sondern weil sie ausbleibt. Ließe sich Reichertz' Ansatz daher generalisieren? Nicht nur die *Qualitativen* sollten ihre Methoden wissenschaftstheoretisch und methodologisch (besser) begründen, sondern *alle*, die empirische Sozialforschung – mit welchen Methoden auch immer – betreiben. Könnte es auf dieser, nun allerdings ziemlich abstrakten Ebene nicht sogar eine Einheit jenseits der Unterscheidung von qualitativ und quantitativ geben? Dass sich Reichertz dieser suggestiven Frage allenfalls anschließen könnte, lesen wir aus Abschnitt ((11)) heraus, in dem sehr allgemein von „wissenschaftlichen Methoden" und „Daten" sowie deren Erhebung und Auswertung die Rede ist.

1.3 Zukunftssicherung der qualitativen Sozialforschung

((22)) In seiner weiteren Analyse nennt Reichertz vier methodologische „Großfragerichtungen" ((14)) bzw. „Forschungsperspektiven" ((19)), welche die elaborierten Methoden kennzeichnen:

Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen ((15))

Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus ((16))

Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen ((17))

(Re-)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit ((18))

Wie diese Fragen im Konkreten beantwortet werden, ist nicht Thema von Reichertz' HA, da er sich ja darauf beschränkt, von den elaborierten Methoden lediglich zu erwarten, *dass* sie sich mit ihren Voraussetzungen re ektiert auseinandersetzen (vgl. ((19))).

((23)) Um die elaborierten Verfahren der QSF „zukunftsfest zu machen" ((19)), aber wohl auch um die Ad-hoc-Verfahren allererst in den Zustand der Akzeptanz zu bringen, sind gemäß Reichertz eine Reihe von Aktivitäten notwendig. Für seine weitere Argumentation wählt er davon die aus seiner Sicht „strä ich vernachlässigte Debatte um die *theoretischen* und *methodologischen* Grundlagen der qualitativen Sozialforschung" ((19)) aus. Dabei geht es unter anderem um die „Kanonisierung" ((19)) der qualitativen Methoden und die Absicherung ihrer *Gültigkeit*. Der zuletzt genannte Punkt wird im nun folgenden 5. Kapitel allerdings nur knapp behandelt und kommt damit „zu kurz" ((20)). Die Kürze wird jedoch durch Intensität wettgemacht. Reichertz verweist zu Recht auf den Druck der Begutachtungspraxis, dem sich auch die QSF zunehmend ausgesetzt sieht, was ihr eine stärkere Standardisierung ihrer Methoden abverlangt. Wie auch immer die Standards der *qualitativen* Forschung von denjenigen der *quantitativen* verschieden sein mögen, Forschungsförderung ist ohne Begutachtung der Qualität eines Projekts – und dazu gehören auch Angaben zur Methode – nicht (mehr) zu haben. Wenn Reichertz die „*intersubjektive Nachvollziehbarkeit*" ((21)) als zentralen Beurteilungswert nennt, dann bewegt er sich – unseres Erachtens: zu Recht – erneut auf einer hohen Abstraktionsebene, denn dieses Kriterium gilt letztlich für *jede* Art von wissenschaftlicher Forschung. Insofern geht es – wie im Text auch deutlich wird – nicht nur um die *Gültigkeit der Daten und ihrer Auswertung* ((20)), sondern um die *Gütekriterien von (qualitativer) Forschung* generell ((21)).

((24)) Mit dem 6. Kapitel beginnt Reichertz – wie in der Zusammenfassung angekündigt – die Diskussion einiger *Einzelprobleme* der QSF. Aber eigentlich handelt es sich um eine Weiterführung der bereits im 5. Kapitel begonnenen *methodologischen* Diskussion. Zunächst geht es um das Thema Kultur, das mit dem Verstehen als methodischer Grundoperation der QSF in Verbindung gebracht wird. Kultur wird sozial als Gruppenphänomen ausgewiesen ((22)). Für die Rekonstruktion kultureller Bedeutungen ergibt sich damit die Notwendigkeit der Teilhabe an der Kultur der untersuchten Gruppe. Konkretisiert auf die QSF: „Die Interpretationskompetenz [des Forschers, W.H. & A.H.] resultiert … aus der hinreichenden Einheit der Kultur von Forscher und Beforschtem" ((23)). Diese Einheit scheint Reichertz jedoch fraglich zu sein. Nochmals wird die Metapher der Familienähnlichkeit bemüht, um darauf hinzuweisen, dass (auch) eine Kultur „keine Einheit" ((24)) bildet. Wenn jedoch Übereinstimmung in der Kultur Voraussetzung für Verstehen ist ((23)), eine „Einheit der Kultur" ((24)) aber nicht besteht, wie ist „Bedeutungsrekonstruktion" ((23)) dann überhaupt möglich? Mit Bourdieu stellt Reichertz die universalistische Position von Saussure, Chomsky, Searle und Habermas in Frage, was ihn zu einem – unseres Erachtens – nicht gerechtfertigten und auch kaum begründbaren *Relativismus* führt ((25)).

((25)) Das Problem der ‚Einheit der Kultur' wird im 7. Kapitel in Bezug auf *sprachliche* Differenz vertieft. Fremdsprachliche Äußerungen müssen übersetzt werden. Ist aber eine Übersetzung, die wissenschaftlichen Kriterien genügt, überhaupt möglich? Das Beispiel der Deutung eines Interviews mit einer tunesischen Bäuerin durch Oevermann führt Reichertz dazu, seine relativistische Position zu bekräftigen ((27)). Wie das „Übersetzungsproblem" ((27)), das die QSF dringend „in den Griff" ((27)) bekommen müsse, zu lösen wäre, bleibt allerdings offen.

((26)) Im 8. Kapitel erörtert Reichertz Probleme des Erlernens von Deutungskompetenz, wobei er die (subjektive) Evidenz einer vollzogenen Deutung in den Vordergrund rückt ((29)). Ohne das „gute Gefühl, dass alles passt" ((29)), skandalisieren zu wollen, scheint ihm die „schiere Wucht von Evidenzerlebnissen" ((29)) ein fragwürdiger Ratgeber zu sein, wird doch damit die Standardisierbarkeit der Methoden der QSF unterlaufen. Auch hier belässt es Reichertz dabei, das Problem zu benennen; wie es zu lösen wäre, wird nicht einmal angedeutet.

((27)) Allerdings besteht in der Sache eine Beziehung zum 9. Kapitel, in dem es um die Frage der Wahrheit geht, deren Kriterium sich zunehmend von der Übereinstimmung (Kor-

respondenz) mit der Wirklichkeit zur (inneren) Konsistenz von Aussagen verschoben hat ((30)). Damit droht erneut die Gefahr, dass dem „guten Gefühl“ zuviel zugetraut wird, denn die Zusammenführung von Forschungsergebnissen zur „konsistenten Gestalt“ ((30)) und „eleganten Sinn gur“ ((31)) bietet noch keine Gewähr, dass Wahrheit erreicht wurde.

((28)) Insofern kann man auch das 10. Kapitel als Weiterführung der Problematik lesen. Denn nun geht es um den (sozialen) *Konsens* als Wahrheitsinstanz. Wenn nicht die Evidenz (der körperlichen Erlebnisse) und wenn nicht die Konsistenz (der Gedanken oder Sätze), ist dann die Übereinstimmung der *scienti c community* Garant der Wahrheit? Reichertz beschränkt sich allerdings auf den Konsens im „Arbeitsteam“ ((32)), im „Projektteam“ ((32)) und in der „Arbeitsgruppe“ ((33)), der ihm zu Recht brüchig scheint, da zu sehr „im Dunkeln“ ((33)) bleibe, was dabei geschieht. Weshalb er den größeren Kontext der *scienti c community* nicht beachtet, obwohl er den „herrschaftsfreien Diskurs der Wissenschaftler …, der … in the long run zur Erkenntnis führt“ ((32)), anspricht, bleibt unklar.

1.4 Subjektivität als Bastion der qualitativen Sozialforschung?

((29)) Im 11. Kapitel greift Reichertz die fünfte Fragestellung seines HAs auf und setzt sich mit einem Thema auseinander, das man in einem Aufsatz über qualitative Methoden nicht ohne weiteres erwarten würde, nämlich mit den Implikationen der Gehirnforschung für die QSF. Reichertz äußert sich allerdings zurückhaltend, und es wird unseres Erachtens nicht recht klar, worauf er mit seinem letzten Thema hinaus will. Geht es um Entscheidungs- und Willensfreiheit, um den Stellenwert und die Reichweite des Bewusstseins, um Rationalität versus Irrationalität (Gewohnheiten, Emotionen und andere körperlich basierte Prozesse), um Selbstkontrolle versus Fremdkontrolle? Möglicherweise geht es um *alle* diese Themen, die ja durchaus zum ‚Altbestand’ sozialwissenschaftlicher Theoriebildung gehören.

((30)) Reichertz bündelt die verschiedenen Fragerichtungen – nehmen wir die Zusammenfassung des HAs als Orientierungshilfe – im Begriff des *Subjekts*. Dabei geht es um eine innere Instanz, die auch „Seele“, „Psyche“, „Selbst“, „Identität“ und „Ich“ genannt wird ((36)). Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich diese intentionale Größe von einer mentalen Substanz in ein soziales und kulturelles Konstrukt verwandelt hat (s. ((37))-((40))). Dafür verantwortlich sind nicht zuletzt die Sozialwissenschaften, die sich für eine „monistische Sicht“ ((40)) stark gemacht haben. Selbst das Konzept der „Identität“ zerbricht bereits auf dem Terrain der Sozialwissenschaften ((40)).

((31)) Wenn die Herausforderung der Gehirnforschung also in Determinanten des Verhaltens liegt, die dem Subjekt äußerlich sind (s. ((34))f.), dann müssten die Sozialwissenschaften darauf bestens vorbereitet sein. Da sie im „Selbst“ nichts anderes als den Niederschlag von sozialen Interaktionen – ein „Interaktionsprodukt“ ((40)) – sehen, ist schwer zu erkennen, inwiefern die Neurowissenschaften die Demontage des Ichs „noch weiter“ ((41)) vorantreiben sollen. Ob soziale oder cerebrale Konstruktion, eine Konstruktion stellt das Ich in beiden Fällen dar. Oder ist vielleicht *dies* die Provokation, die Reichertz vor Augen hat: dass die Gehirnforschung den Sozialwissenschaften den Rang als *Konstrukteur* der Ich-Instanz streitig macht?

((32)) Eine Konstruktion ist keine Fiktion! Dass der QSF „das sinnhaft handelnde Subjekt verloren geht“ ((Zusammenfassung)), nur weil inzwischen auch die Gehirnforschung konstruktivistisch argumentiert, muss keineswegs befürchtet werden. Denn wie soll man mit Menschen anders als in einer *sinnhaften* Sprache, d.h. in einer Sprache von Motiven, Absichten, Entscheidungen und Gründen, reden? Unsere Gehirne sind ja gar nicht ansprechbar. Im Gehirn einen „Akteur“ ((34)) zu vermuten oder das Gehirn gleich als solchen zu bezeichnen, ist eine unzulässige metaphorische Ausdrucksweise, die weder neurophysiologisch noch sozialwissenschaftlich eingelöst werden kann. Selbst wenn unsere Subjektivität tatsächlich eine bloße Fiktion wäre, wir könnten darauf gar nicht verzichten, solange wir miteinander kommunizieren wollen.

((33)) Rückblickend auf unsere Rekonstruktion des HAs von Reichertz bleibt festzuhalten, dass dessen Gliederung, die wir aufgrund der Zusammenfassung erwartet haben (vgl. ((7))), offensichtlich etwas einfacher ist. Abgesehen vom Schlussabschnitt ((42)), umfasst der Artikel drei Teile: einen Teil zum Erfolg der QSF (1. Kapitel), einen Teil zur Vielfalt und Heterogenität der methodischen Ansätze in der QSF (2.-4. Kapitel) und einen Teil zu methodologischen Grundfragen der QSF (5.-11. Kapitel). Allenfalls könnte man die Ausführungen zur Gehirnforschung aus dem dritten Teil herauslösen und als eigenen, vierten Teil (11. Kapitel) taxieren. Da aber auch die Gehirnforschung unter den „Fragenkomplexen“ erscheint, die gemäß Reichertz der Bearbeitung bedürfen, um das Feld der QSF „zukunftsfest zu machen“ ((19)), gehört sie unseres Erachtens ebenfalls zum dritten Teil. Die Kapitel 5 bis 11 erweisen sich auch dadurch als Einheit, dass Reichertz methodologische *Probleme* der QSF aufzeigt – das Problem der Gütestandards (Kap. 5), das Problem des Verstehens (Kap. 6) und Übersetzens (Kap. 7), das Problem des Evidenzgefühls (Kap. 8), das Problem der ‚guten Gestalt’ (Kap. 9), das Problem der Einigung in der Forschungsgruppe (Kap. 10) und das Problem des drohenden Subjektverlusts (Kap. 11).

2. Der Hauptartikel in der Kritik

((34)) Überblickt man die Kritiken zu Reichertz’ HA, so fällt zunächst deren Fülle auf. Wir lesen dies als Zeichen des großen Interesses, das der QSF zukommt, aber auch als Hinweis auf die hohe Qualität des HAs. Mit eine Rolle gespielt hat zweifellos auch, dass sich Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Disziplinen angesprochen fühlten, wobei sich die überwiegende Mehrzahl etwa gleichmäßig auf Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft verteilt. Für die folgende Diskussion orientieren wir uns an den drei Fragestellungen, die wir im Vorausgehenden herausgearbeitet

haben (vgl. ((33))). Mit den ersten beiden Fragestellungen werden wir uns allerdings eher knapp befassen, um dann ausführlicher auf die dritte einzugehen.

2.1 Reichertz' erste und zweite Fragestellung

((35)) Trotz Vorbehalten im Einzelnen wird Reichertz' doppelte Analyse des (institutionellen) Erfolgs der QSF bei gleichzeitiger Zersplitterung der Verfahren von vielen Kritikerinnen und Kritikern geteilt. So hält Breidenstein Reichertz' „differenzierte Beschreibung der Situation der qualitativen Sozialforschung im deutschsprachigen Raum … im Großen und Ganzen für zutreffend" ((2)). Er stimmt insbesondere der Diagnose der Heterogenität des Feldes zu, das ihm als „Sammelsurium" ((1)) erscheint. Auch Hitzler signalisiert Übereinstimmung, vor allem mit Reichertz' Analyse des *Erfolgs* der QSF ((2)). Was deren Heterogenität anbelangt, so sieht er im Etikett ‚qualitative Methoden' eher eine Leerstelle für das *Fehlen quanti zierender Verfahren* „denn ein verbindendes oder gar ein *verbindlich* verbindendes Erkenntnis-Programm" ((3)). Auch Jüttemann signalisiert Zustimmung und nennt das Angebot an qualitativen Verfahren ein „uferlose[s] Chaos" ((1)) und „Tohuwabohu" ((3)). Kirchhöfer stimmt mit Reichertz darin überein, dass sich die qualitative Forschung zumindest im Falle der *Erziehungswissenschaft* etabliert hat ((1)), auch wenn ihr Wirkungsgrad demjenigen der quantitativen Ansätze noch längst nicht gleichkommt ((1)). Kirchhöfer bestätigt auch, dass die qualitative Forschung „in den letzten Jahrzehnten … ihre Übersichtlichkeit und Transparenz verloren (hat)" ((1)). Die „Zersplitterung und Heterogenität des Feldes" ((2)) wird auch von Klüver vermerkt. Mey bestätigt die „Erfolgsgeschichte der qualitativen Forschung" ((1)), bemängelt aber deren ungenügende Verankerung in der universitären Ausbildung (s. ((4))-((7))).

((36)) Schlücker meint, dem Befund, von dem Reichertz in seinem Beitrag ausgehe, sei „kaum zu widersprechen" ((1)): Die QSF konnte reüssieren, doch das Feld sei fragmentiert und heterogen. Auch Flick ist einverstanden, statt von Heterogenität möchte er aber lieber von *Diversi zierung* sprechen ((2)). Schnettler stimmt dem Urteil, wonach sich die QSF „mittlerweile in deutschen Landen *etabliert* (habe)" ((2)), uneingeschränkt zu. Selbst die Türen für akademische Karrieren stünden offen. Auch dem zweiten Teil von Reichertz' Diagnose wird zugestimmt, indem Schnettler von „einer gewissen Kakophonie im Konzert der verschiedenen methodischen Ansätze innerhalb des Feldes der interpretativen Sozialforschung" ((4)) spricht. Auch in anderen Kritiken wird weit gehende Zustimmung zu Reichertz' Situationsanalyse signalisiert, so bei Gläser und Laudel ((1)), Kromrey ((1)), Knoblauch ((8)) und Vogd ((1)).

((37)) Es gibt aber auch *Dissens*. So widersprechen Allolio-Näcke und van Oorschot Reichertz „in *allen* Punkten des Beitragsauftakts" ((1)). Sie sehen *keinen* Erfolg der QSF, schon gar nicht in institutioneller Hinsicht. Auch Twardella bestreitet den Erfolg der QSF zumindest für die Erziehungswissenschaft ((1)). Genau gegenteiliger Ansicht sind allerdings Faulstich-Wieland und Faulstich, die Reichertz dafür kritisieren, den Erfolg der QSF in der Erziehungswissenschaft zu *pessimistisch* eingeschätzt zu haben ((1)). Die Ausbildung „gerade in der Erziehungswissenschaft" sei „deutlich stärker qualitativ ausgerichtet als quantitativ", weshalb man „mit dieser Ausrichtung" sehr wohl Karriere machen könne ((1)). Außerhalb der Erziehungswissenschaft ndet diese Einschätzung allerdings wenig Zustimmung. Reichertz' These des institutionellen Erfolgs der QSF wird vor allem in Bezug auf die Methodenausbildung und die Nachwuchsförderung bestritten, so von Breuer (s. ((2)), ((4)), ((6))), Mey (s. ((3))-((7))), Schreier ((3)) und Witt ((5)).

((38)) In einigen Fällen wird in der Kombination von Erfolgsmeldung und diagnostizierter Zersplitterung der Methoden ein *Widerspruch* gesehen, so von Jüttemann ((2)), dem die „überschäumende Fülle" ((1)) der Verfahren zudem ursächlich mit dem geringen Renommee der qualitativen Forschung verbunden scheint ((2)). Mruck taxiert die in sich widersprüchliche Antwort, die Reichertz auf die Frage, ob die QSF in Deutschland normal geworden sei, als „entschiedene[s] Jein" ((2)). Witt spricht von einer „Paradoxie" ((3)), die er dadurch au öst, dass er den von Reichertz verkündeten Erfolg bestreitet ((3)).

((39)) Kritik erfährt Reichertz auch dafür, dass er eine an sich *empirische* Frage *nicht* empirisch behandelt hat. Über Zahlen (Verkaufszahlen von Büchern, Abonnements von Fachjournalen, Zitationsindizes, Professorenlisten, Mitarbeiterstellen etc.) – so Brüsemeister (s. ((2))f.) – erfahre man nichts. Auch Mruck meint, es müsste „eine interessante *empirische* Frage sein, ob es … Schnittstellen und Gemeinsamkeiten in dieser Unübersichtlichkeit qualitativer Forschung gibt, die Forschende weltweit veranlassen, das Attribut ‚qualitativ' zu wählen" ((8)). Dass es bei der ersten und zweiten Fragestellung von Reichertz um ein Problem geht, das eigentlich empirisch zu klären wäre, notiert auch Hitzler ((2)), der im übrigen bezüglich der disziplinären Relevanz der QSF und der Karrierechancen weniger pessimistisch urteilt als Reichertz. Die Kritik, wonach Reichertz eine Fragestellung, die *empirisch* zu bearbeiten wäre, *nicht* empirisch behandelt, ist deshalb interessant, weil sie – zumindest implizit – auf die Notwendigkeit der Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden verweist. Denn ‚empirisch' kann in diesem Fall nur heißen, dass Zahlenmaterial geliefert werden muss.[2]

2.2 Reichertz' dritte Fragestellung

((40)) Reichertz ndet nicht nur bezüglich seiner ersten beiden Fragestellungen viel Zustimmung. In einigen Fällen merken die Kritiker an, dass sie Reichertz' Argumentation *generell* unterstützen. So meint Kromrey, er gehe „in der Tendenz mit Jo Reichertz weitgehend einig" ((1)). Knoblauch bemerkt, dass er sich einer Reihe von Reichertz' Thesen „ohne Widerspruch oder wenigstens ohne allzu schwer wiegende Einwände anschließen kann" ((1)). Auch Schreier meint, dass sie sich der Mehrzahl der Überlegungen, Argumente und Thesen von Reichertz „nur anschließen" ((2)) könne, darin eingeschlossen seine Doppelthese von der zunehmenden Institutionalisierung der QSF (wenn auch nicht

in allen Disziplinen) bei gleichzeitig wachsender Zersplitterung der Methoden ((1)).

2.2.1 Ad hoc versus elaboriert und andere Grenzlinien

((41)) Die Mehrzahl der Kritikerinnen und Kritiker ist mit der einen oder anderen Äußerung von Reichertz zu seiner dritten Fragestellung jedoch nicht einverstanden. Wobei – von der Intensität her gesehen – der vielleicht größte Dissens bei Reichertz' Unterscheidung von elaborierten und Ad-hoc-Methoden besteht. Zwar gibt es durchaus auch diesbezüglich zustimmende Voten. Wie etwa von Breuer, der die Unterscheidung akzeptiert, weil im Feld der qualitativen Forschung so viel *dilettiert* wird ((4)), weshalb es „(zu) viele *schlechte* qualitativ-sozialwissenschaftliche Forschungsarbeiten (gibt)" ((1)). Dem ist gemäß Breuer so, weil QSF so einfach scheint ((4)) – eine Diagnose, die auch Kirchhöfer ((2)) stellt. Insofern führt eine Linie zu Garz, der die Unterscheidung von elaboriert versus ad hoc *nicht* für sinnvoll hält, weil es genügen würde, einfach zwischen *guter* und *schlechter* Forschung zu unterscheiden ((2)). So wird Reichertz von vielen Kritikerinnen und Kritiker verstanden. In der saloppen Ausdrucksweise von Breuer geht es ihm darum, der Ad-hoc-*Verwendung* [!] von qualitativen Methoden „das Wasser abzugraben" ((3)). Auch nach *unserer* Wahrnehmung ist es Reichertz' Anliegen, den unre ektierten Einsatz von (qualitativen) Forschungsverfahren zu kritisieren (vgl. ((20))). Das wird von Kromrey ((2)) bestätigt, der Reichertz dafür lobt, „zu kompromisslosen methodischen und methodologischen Güteanforderungen an *jede* … Forschung" ((2)) aufgerufen zu haben.

((42)) Was könnte man daher gegen die Unterscheidung haben? Gläser und Laudel stören sich an der Zweiteilung, „weil sie sich der Frage verweigert, wie die ‚elaborierte' qualitative Sozialforschung zur Quali zierung von ad hoc-Anwendungen beitragen kann" ((7)). Durch Ausgrenzung werde den Ad-hoc-Methoden die Hilfe verweigert, die sie bräuchten, um ihrerseits elaboriert zu werden. Vielleicht meint Schlücker etwas Ähnliches, wenn sie die „neue ‚Frontstellung'" ((3)) beklagt, die den HA von Reichertz durchzieht. Die heute etablierten Verfahren seien ja auch „nicht wie Athene als fertige Kopfgeburt in die Welt gesprungen" ((3)), sprich: Auch sie haben einmal *ad hoc* angefangen.

((43)) Ganz anders urteilen Allolio-Näcke und van Oorschot, die Reichertz' Differenzierung aus *ethischen* Gründen ablehnen ((7)). Dabei unterstellen sie, die Argumentation von Reichertz ziele auf *Personen* (Kolleginnen und Kollegen sowie den wissenschaftlichen Nachwuchs), wozu sie möglicherweise durch eine Bemerkung verleitet wurden, schlechte Methodenanwendungen seien vor allem in selbst nanzierten Quali kationsarbeiten anzutreffen (s. HA ((7))). Nach unserer Beurteilung ist Reichertz' Kritik der Ad-hoc-Forschung jedoch gerade *nicht* auf Personen, sondern auf *Methoden* gemünzt (vgl. ((18))ff.), weshalb uns die Philippika der beiden Kritiker etwas seltsam anmutet.

((44)) Breidenstein bestreitet den Sinn der Unterscheidung aus einem weiteren Grund. Obwohl er die Ad-hoc-Verfahren ausscheide, gelinge es Reichertz nicht, die verbleibenden, elaborierten Methoden bezüglich ihrer *Einheit* zu charakterisieren ((2)). Dies deshalb nicht, weil die sie fundierenden grundlagentheoretischen Annahmen *uneinheitlich* sind ((2)). Wir selber haben diese Kritik unter dem Hinweis auf die rein formale Einheit der elaborierten Methoden vorgebracht (vgl. ((18))f.). Die Kritik wird von Kromrey mitgetragen, der vermerkt, dass die von Reichertz konstatierte Heterogenität der QSF darin gründe, dass die „*Paradigmen* qualitativer empirischer Wissenschaft" ((4)) vielfältig strukturiert sind und aus unterschiedlichen Kombinationen epistemologischer Basisannahmen, Regeln wissenschaftlicher Erkenntnisbegründung und substanztheoretischer Festlegungen bestehen ((4)).

((45)) Nicht auf die Unterscheidung zweier Arten von Methoden *per se* zielen jene Kritiken, die Reichertz vorwerfen, seine Liste der elaborierten Methoden sei unvollständig. Mayring hält die Liste für „wenig begründet" ((5)), da sie zu soziologielastig und zudem inkonsistent sei. Mruck meint, Reichertz' Liste sei zu einseitig und decke sich im Wesentlichen mit der deutschen Tradition qualitativer Soziologie (s. ((5))f.). Fast alle, die Reichertz' Liste kritisieren, zählen auf, was ihrer Meinung nach noch dazugehören würde (s. Kiegelmann ((4)); Mayring ((5)); Mruck ((6)); Witt ((1))).

((46)) Es gibt aber nicht nur Kritiker, die sich ungerechtfertigterweise auf Reichertz' Liste der elaborierten Methoden nicht wieder nden. Es gibt auch andere, die gar nicht auf die Liste wollen, weil sie sich nicht zu den Qualitativen zählen oder nur unter Präzisierung dazugehören möchten. So ndet Garz nicht nur die Differenzierung nach elaboriert und ad hoc „wenig hilfreich" ((2)), er möchte grundsätzlich anders unterscheiden. Seiner Ansicht nach sollten die qualitativen nicht mit den *rekonstruktiven* bzw. rekonstruktiv-interpretativen Methoden gleichgesetzt werden ((4)), ein Anliegen, das außerhalb des Kritikerkreises auch von Bohnsack (2005) vertreten wird. Während erstere den subjektiven Sinn, den Akteure mit ihrem Handeln verbinden, erfassen, sind letztere auf „Strukturerkenntnis" (Loer ((2))) aus, d.h. auf die Rekonstruktion von *objektiven* „Tiefenstrukturen" (Garz), die ‚im Rücken des Subjekts' liegen (s. Garz ((4))). Zu den rekonstruktiven Verfahren, die von Garz konsequenterweise aus Reichertz' „Feld der qualitativen Sozialforschung" ((19)) ausgelagert werden, gehören nebst der Ethnomethodologie und zwei weiteren Verfahren auch die objektive Hermeneutik ((5)).

((47)) Es ist nicht ganz klar, wie weit die Vertreter der objektiven Hermeneutik, die sich an der Diskussionseinheit beteiligt haben, der Unterscheidung von Garz folgen wollen. Twardella, der sich nicht explizit zum Thema äußert, schreibt unbekümmert über „Qualitative Methoden in der Unterrichts- und Bildungsforschung" ((Titel)). Die „rekonstruktionslogisch" ((8)) verfahrende Methode der Sequenzanalyse wird ausdrücklich der qualitativen Forschung zugeordnet ((12)). Auch Loer äußert sich nicht direkt zu Garz' Unterscheidung, bringt aber seinerseits eine andere Abgrenzung ins Spiel. Er verschiebt den Anspruch auf Standardisierung der Methoden gänzlich ins Lager der *quantitativen* Sozialforschung und differenziert nach „standardisierter (‚quantitativer') und rekonstruktiver (‚qualitativer') Forschung" ((2)).

Diese Klassi zierung legt den Schluss nahe, dass auch Loer – anders als Garz, aber übereinstimmend mit Twardella – die objektive Hermeneutik dem Lager der Qualitativen zurechnet. Allerdings sieht Loer im Begriff des Qualitativen einen Kategorienfehler (s. ((Anmerkung 1))), womit er sich – zumindest implizit – auf die Seite jener Kritiken stellt, welche die Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Forschung für *unsinnig* halten (vgl. ((76))). Im letzten Abschnitt seines Textes tituliert Loer die QSF denn auch konsequent als „sogenannte qualitative Sozialforschung" ((10)). Heißt dies, dass ‚rekonstruktiv' nun der umfassende Begriff ist, der all das vereinigt, was andere ‚qualitativ' nennen? Ob Loer so verstanden werden möchte, ist uns nicht klar geworden.

((48)) Ein anderes Beispiel für eine alternative Grenzziehung gibt Mertens, der als Psychoanalytiker nicht objektive, sondern *subjektive* Tiefenstrukturen aufdecken will. Diese liegen dem Individuum zwar ebenfalls ‚im Rücken', nur wirken sie nicht auf soziale, sondern auf psychische Art. Thema der psychoanalytischen „Tiefenhermeneutik" ((7)) sind demnach unbewusste „Handlungsgründe" ((6)). Trotz einer Reihe von Gemeinsamkeiten mit der QSF, die Mertens aufzählt ((7)), möchte er die „psychoanalytische Hermeneutik" ((9)) als eigene Methode verstanden haben. Wie anders ließe sich der Schlusssatz seiner Kritik deuten, der eine *Befruchtung* der QSF durch die Psychoanalyse in Aussicht stellt ((11))?

2.2.2 Angst vor der Methodenpolizei

((49)) Ein Thema, bei dem Reichertz ebenfalls viel Zustimmung, aber auch viel Ablehnung erfährt, betrifft die *Qualitätssicherung* der QSF. Fast alle, die mit Reichertz' Differenzierung nach elaborierten und Ad-hoc-Methoden übereinstimmen, unterstützen seine Forderung nach Gütekriterien der qualitativen Forschung. Darin liegt wohl auch der Kern seines Anliegens im dritten Teil des HAs.

((50)) Kromrey betont, dass auch die qualitative Forschung in der P icht stehe, „die wissenschaftliche Geltung ihrer Befunde nachzuweisen und die Geltungsbegründung nachprüfbar zu dokumentieren" ((2)). Deshalb sollte sich „die qualitative Seite auf einen der standardisierten Forschung analogen, aber an ihre spezi sche Erhebungs- und Analysestrategien angepassten Satz von Gütestandards einigen" ((2)). Dem stimmt Mayring zu, denn „qualitativ orientierte Ansätze" werden seiner Ansicht nach „nur Bestand haben, wenn sie sich auf gemeinsame methodische Standards der Sozialforschung beziehen" ((7)). Ebenso hält es Flick für „notwendig, Antworten auf die Qualitätsfrage in der qualitativen Forschung zu nden" ((4)). Eindeutig unterstützt wird Reichertz auch von Gläser und Laudel (s. ((7))ff.), die zudem auf die Notwendigkeit einer „Routinisierung" ((8)) der Verfahren hinweisen.

((51)) Auf der anderen Seite stehen Kritiker, die Reichertz verdächtigen, gewissermaßen einem *unfriendly take-over* der Qualitativen durch die Quantitativen das Wort zu reden. Breidenstein wirft Reichertz vor, ein Methodenverständnis zu vertreten, „das letztlich von der quantitativen, standardisierten Sozialforschung übernommen ist und das von der ‚Methode' die Verbürgung der Gültigkeit von ‚Ergebnissen' erwartet" ((2)). Reichertz wird der „Verabsolutierung eines verselbständigten Methodenbegriffs" ((1)) bezichtigt. Ähnlich werfen Faulstich-Wieland und Faulstich Reichertz vor, das *nicht* zu machen, was er zu machen fordere, nämlich den methodologischen Diskurs auf theoretische Positionen zurück zu beziehen. Stattdessen würde er eine „Methodendebatte" ((4)) führen. Die Vorwürfe gewinnen an Schärfe, wenn Reichertz unterstellt wird, er wolle eine Vereinheitlichung der Gütekriterien zwischen quantitativer und qualitativer Forschung erwirken. So schreiben Allolio-Näcke und van Oorschot, Reichertz übertrage „unzulässigerweise das Objektivitätskriterium des quantitativen Paradigmas auf die QS [Qualitative Sozialforschung]" ((2)). Die beiden Kritiker fordern stattdessen, in der QSF seien „alternative und damit vom quantitativen Paradigma *unabhängige* Gütestandards anzuwenden" ((2)). Auch Mey ist der Ansicht, für qualitative Methoden seien „*andere* Kriterien der Güte" ((9)) heranzuziehen als für qualitative Verfahren (Hervorh. geändert, W.H. & A.H.). Eberle meint zudem, durch eine enge Auslegung der Forderung nach intersubjektiver Überprüfbarkeit würden „die möglichen Datensorten, Fragestellungen und Analysen" ((10)) eingeengt. Des weitern bezweifelt er die *praktische* Realisierbarkeit des Anspruchs auf intersubjektive Nachprüfbarkeit im Falle der QSF ((5)). Eine Anonymisierung der Daten beispielsweise entwerte den Datenkorpus in wesentlichen Aspekten ((5)). Zugespitzt heißt es, die QSF werde „sich gerade dadurch marginalisieren, dass sie sich wegen zu hoch geschraubter Gütestandards selbst trivialisiert" ((11)).

((52)) Nicht nachvollziehbar ist für uns – und auch für Reichertz, wie seine Replik ((37)) zeigt – die Position von Allolio-Näcke und van Oorschot, die das Kriterium der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit für die QSF als *nicht* anwendbar erachten (s. ((2))f.)). Das Argument der menschlichen Subjektivität, das sie anführen, kann nicht so ausgelegt werden, dass damit der methodischen Willkür das Plazet erteilt wird. Wenn die Wahl einer Methode subjektiv (im Sinne von: abhängig von biographischen Umständen) bedingt ist, dann muss dies nicht heißen, dass das Vorgehen weder verstanden noch legitimiert werden kann. Wissenschaft besteht doch genau darin, diese Art von Subjektivität zu *artikulieren*, d.h. diskursiv zu *begründen*, und damit der möglichen *Kritik* zuzuführen. Insofern halten wir es mit Steinke (2000, p. 225): „Intersubjektive Nachvollziehbarkeit ist ein prinzipielles Kriterium, das für jegliche Forschung anzuwenden ist." Zweifellos lässt sich (menschliche) *Individualität* wissenschaftlich nicht ausschöpfen, als Wissenschaftler hat man dies aber ganz einfach hinzunehmen.

((53)) Zweimal wird die Polizeimetapher bemüht, um dem Unmut Luft zu machen, den Reichertz' Forderung nach „Kanonisierung" ((19)) der Methoden der QSF ausgelöst hat. So von Eberle, der eine „wissenschaftspolizeiliche Regulierung" der QSF durch „kanonisierte Standards" befürchtet ((6)). Und von Weyand, der seine Replik gleich mit „Methodenpolizei" überschrieben hat (s. auch ((7))). Anlass zu dieser schrillen Metaphorik ist vermutlich der von Reichertz mehrfach gebrauchte Ausdruck der „Kanonisierung" der

qualitativen Methoden (s. HA ((4)), ((19)), ((21))). Jüttemann befürchtet, Reichertz wolle das „Sammelsuriummodell der real existierenden qualitativen Sozialforschung in einen *kanonisierten Pluralismus* umwandeln“ ((3)). Ausdrücke wie „Kanonisierung“ und „Standardisierung“ sowie der von Gläser und Laudel gebrauchte Begriff der „Routinisierung“ ((8)) werden im Lager der Qualitativen nicht überall gern gehört. So auch bei Flick nicht, der zwar *für* Gütekriterien der QSF ist, dabei aber eher an „nachvollziehbare Strategien der Geltungsbegründung“ und weniger an die „Formulierung von Kriterien und Standards“ denkt ((4)).

2.2.3 Offenheit und Gegenstandsangemessenheit

((54)) Weshalb gehen die Emotionen beim Thema Standardisierung von (qualitativen) Forschungsmethoden so hoch? Nicht wenige Vertreterinnen und Vertreter der QSF sehen deren Vorzüge im *Fehlen* von normierenden Standards. Man bekennt sich zu einem libertären Verständnis von Wissenschaft und Forschung.

((55)) Reichertz spricht vom „Offenheitsgebot“ ((7)) der QSF. Mey betont, die „Offenheit gegenüber den Beforschten“ ((10)) sei ein wesentlicher Anspruch an die Anwendung qualitativer Methoden. Qualitativ Forschende seien zudem in ihrer Subjektivität gefordert ((11)). Auch wenn, wie Schlücker vermutet ((5)), meist offen bleibt, was das Offenheitsgebot genau besagt, scheint es emotional hoch besetzt zu sein. Zudem handelt es sich um ein klares *methodisches* Prinzip, das sich *unmittelbar* gegen die quantitativen Methoden ausspielen lässt. Genau dies tut Loer, wie wir gesehen haben (vgl. ((47))): *seine* Vermessung der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft folgt der Grenzlinie von *standardisiert* versus *rekonstruktiv* (s. Loer ((2))). Das nicht Standardisierte erscheint irgendwie als das Bessere, obwohl dann trotzdem über „Standards nicht-standardisierter Forschung“ (Bohnsack 2005) abgehandelt wird.

((56)) Um das Offenheitsgebot kristallisieren weitere vermeintliche Vorzüge der QSF. So vermutet Schlücker große Einigkeit dahingehend, dass qualitative Verfahren nicht auf Hypothesenprüfung angelegt sind ((5)). Statt einer deduktiven Logik zu folgen, seien sie darauf aus, „Neues entdecken oder entwickeln zu können“ ((5)). Offenheit meint daher auch, für *Unerwartetes* bereit zu sein ((5)). Wenn Eberle an Reichertz kritisiert, die „szienti schen Gütekriterien“ ((5)) würden „mit (zu) viel Verständnis bedacht“ ((5)), dann wurzelt dieses Verdikt auch bei ihm in der Überzeugung, dass „das Neuartige, Offene und Explorative“ ((6)) sowie „Kreativität und Innovation“ ((6)) wissenschaftlich besonders wichtig sind. Skeptisch fragt er, „ob die Forderung nach immer weiter elaborierten methodologischen und methodischen Standards schließlich nicht das im Keim erstickt, was das Movens wissenschaftlicher Forschung ausmacht: Entdeckerfreude, Lust an Neuem, Interesse am Forschen (als Tätigkeit)“ ((12)). Breuer outet sich als „Anhänger einer qualitativ-methodischen Denkweise“ ((7)), weil diese „mit einem Gutteil an ‚subversivem Potenzial’ verbunden ist: Sie hält an zum Zweifeln am (sozial, kognitiv) Selbstverständlichen und Fraglosen, zum Neu-Wahrnehmen ‚altbekannter’ Sachverhalte, zum verfremdenden Blick auf scheinbar Vertrautes und Modisches, zum Gegen-den-Strich-Denken bezüglich der Üblichkeiten“ ((7)).

((57)) Dass in diesen Voten nicht von *explorativen* oder *Hypothesen generierenden* Methoden die Rede ist, hat wohl damit zu tun, dass man nicht in die Falle des Kritischen Rationalismus tappen will, der die Forschungslogik auf Hypothesentestung *(context of justi cation)* ausrichtet und alles andere dem Bereich der Psychologie *(context of discovery)* überantwortet (vgl. z.B. Popper 1989, p. 6f.). Wie weit es sich bei diesen Äußerungen allerdings überhaupt um wissenschaftstheoretische Aussagen handelt, ist fraglich. Dass sie *psychologisch* Sinn machen, lässt sich nicht bestreiten. Wenn die Bevorzugung qualitativer Verfahren mit einem Interesse an Neuem und einer gewissen Dissidenz zu tun hat, dann wird nachvollziehbar, weshalb der Anspruch auf Standardisierung und Kanonisierung auf Widerstand stößt. Wenn Breidenstein mit Amann und Hirschauer (1997) die „Befreiung von jenen Methodenzwängen, die den unmittelbaren persönlichen Kontakt zu sozialem Geschehen behindern“ ((5)), beschwört, dann rückt er die QSF in die Nähe des methodischen Anarchismus von Feyerabend (1976). Psychologisch scheinen die Methoden der QSF das pure Gegenteil dessen zu verkörpern, was Reichertz fordert, nämlich deren (bessere) wissenschaftstheoretische und methodologische Begründung.

((58)) Nun wäre es allerdings unfair, den Widerstand, den Reichertz’ Forderung nach Gütestandards erfährt, rein psychologisch zu deuten. Es werden nämlich auch sachbezogene Gründe vorgebracht. Argumentiert wird mit der logischen Priorität des *Gegenstandes* gegenüber der Methode. Wie Breidenstein wirft Jüttemann Reichertz vor, von einer „falschen Diagnose“ ((2)) auszugehen, die ihn dann auch zu einer falschen Lösung führe, die „nicht erfolgreich“ ((2)) sein könne. Indem er lediglich eine *methodisch* begründete Einheit der QSF anstrebe, ergänze er das „Methodendiktat“ der quantitativen um ein Diktat der qualitativen Methoden ((3)). Stattdessen fordert Jüttemann eine *inhaltliche* Begründung der Einheit der qualitativen Methoden. Es sei die „‚Gegenstandsangemessenheit’“ ((4)), die darüber be nden lasse, ob eine Methode zu den qualitativen Verfahren gehöre oder nicht.

((59)) Für Mayring gilt, dass Methoden „Forschungsgegenständen und Fragestellungen angepasst werden (müssen)“ ((2)). Gemäß Vogd muss gute Sozialforschung *jeglicher Art* „Empirie und Theorie, Daten und Modellbildung sowie Forschungsfragen und Methoden in ein re exives Verhältnis zueinander … bringen“ ((2)). Garz ist der Meinung, „dass Forschungsmethoden nur in einem sinnvollen Zusammenspiel mit Theorien und Forschungszielen entwickelt und umgesetzt werden können“ ((2)). Flick meint, nicht die Methode, sondern das „Verhältnis von Methode und Gegenstand“ ((3)) sei die angemessene Problemstellung. Für Allolio-Näcke und van Oorschot liegt ein Vorteil der Methoden der QSF in ihrer Plastizität, „d.h. dass sie je nach Daten(lage) und Problemstellung modi ziert werden können“ ((7)). Brüsemeister sieht in der „Gegenstandsangemessenheit“, die er ähnlich wie Jüttemann ((4)) in ihrer methodologischen Be-

deutung hervorhebt, sogar eine „mögliche Klammer qualitativen Forschens“ ((4)). Das führt ihn dazu, die Vielfalt der qualitativen Methoden nicht als *Problem*, sondern ganz im Gegenteil als *Notwendigkeit* zu bezeichnen, denn die Forschungsgegenstände sind – erst recht, wenn man die disziplinär vielfältigen Zugangsweisen noch hinzunimmt – in keiner Weise homogen. Es ist geradezu „anzustreben, dass sich möglichst viele Spezialvarianten qualitativer Verfahren bilden“ ((4)).

((60)) In der Tat fügt sich hier eine Kritik ein, die Reichertz vorwirft, die disziplinäre Ausdifferenzierung der QSF zu wenig beachtet zu haben. Gerade wenn man – wie zum Beispiel Brüsemeister ((4)) – in der Gegenstandsangemessenheit der Methoden ein die QSF auszeichnendes Merkmal sieht, wäre die Diskussion differenziert nach Disziplinen zu führen. Dieser Ansicht ist auch Witt, der – durchaus in Übereinstimmung mit Reichertz selber (s. HA ((14))) – in der Vielfalt auch eine *Chance* sieht ((10)). Wenn ein Vorzug der Methoden der QSF darin liegt, dass sie ihrem Gegenstand *besonders gut* angepasst sind, dann muss die QSF *konstitutiv* vielfältig sein. Die Gegenstandsnähe hat zwingend eine Vielfalt der Methoden zur Folge.

((61)) Bei dieser Art von Kritik stellt sich allerdings die Frage, ob bei Reichertz nicht offene Türen eingerannt werden, spricht er sich doch ausdrücklich gegen die Reduktion der QSF auf „*neutrale* Tools“ ((13)) aus (Hervorh. W.H. & A.H.), die *beliebig* einsetzbar wären. Die Forderung nach methodologischer Re exion – unter Rekurs auf „eine mehr oder weniger explizite Gegenstandstheorie“ ((12)) – zeigt, dass auch Reichertz will, dass Gegenstand und Methode aufeinander abgestimmt werden. Genau dafür steht sein Begriff der *elaborierten Methoden* (vgl. ((18))ff.). Kritisieren ließe sich Reichertz allenfalls dafür, dass er seine Ansprüche nicht an die *Verwendung* von Methoden bindet, sondern an die *Methoden* selber. Auch elaborierte Methoden können nämlich durchaus ‚ad hoc’ (und damit: falsch) verwendet werden, was unterbelichtet bleibt, wenn allein die Methoden thematisiert werden.

((62)) In einigen Fällen geht es aber bei genauerer Betrachtung um etwas Anderes. So spricht Breidenstein von der „Unbekanntheit der sozialen Welt, für die man sich interessiert“ ((4)). Damit wird angedeutet, dass der Gegenstand, den man methodisch erschließen will, (noch) *gar nicht bekannt ist*. Die logische Vorordnung des Gegenstandes gegenüber der Methode wird dadurch zur Fiktion, denn wie soll eine Methode auf einen Gegenstand abgestimmt werden, den man gar nicht kennt? Insofern verliert auch die Unterscheidung von elaborierten und Ad-hoc-Verfahren an Relevanz, da vorweg nicht gesagt werden kann, welche Methode welchem Gegenstand angemessen ist. Wie ließe sich ausschließen, dass eine Ad-hoc-Methode einem noch unbekannten Gegenstand besser angepasst ist als eine elaborierte?

((63)) Hier sieht Eberle die Stärke der Ethnomethodologie (die ihm im Übrigen auf Reichertz’ Liste der elaborierten Methoden ebenfalls fehlt) bzw. der phänomenologischen Lebensweltanalyse, die genau dies leisten soll ((9)): die (protowissenschaftliche) Konstituierung des Forschungsgegenstandes. Erkenntnistheoretisch stellt sich allerdings die Frage, ob die Phänomenologie tatsächlich in der Lage ist, Wirklichkeit überprüfbar abzubilden, wie Eberle mit seiner Polemik gegen den Konstruktivismus ((8)) suggeriert. Wir erinnern an Plessners Diktum von der Phänomenologie als einem „Positivismus höherer Ordnung“ (Plessner 2003, p. 146). Dass Luhmann (1992) für die Unverzichtbarkeit des Wahrheitsbegriffs bemüht wird, seine dezidierte Stellungnahme für eine konstruktivistische Erkenntnistheorie aber verschwiegen wird, mutet seltsam an. Reichertz einen „unaufgelösten Widerspruch“ ((8)) in Bezug auf das Wahrheitsproblem zu unterschieben, halten wir für unangebracht. Wer „Wirklichkeitswissenschaft“ ((8)) betreibt, muss nicht davon ausgehen, die Welt ‚an sich’ erfassen zu können – vor allem, wenn damit eine Anspielung an Max Weber gemeint sein sollte (vgl. Gerhardt 2001). Insofern warnt Brüsemeister wohl zu Recht vor dem induktivistischen Selbstmissverständnis der qualitativen Forschung ((10)).

2.2.4 Rekonstruktion, Aufschlüsselung und Übersetzung von Sinn

((64)) Was aber hat Jüttemann vor Augen, wenn er von den Humanwissenschaften „‚Gegenstandsangemessenheit’“ ((4)) und „Wirklichkeitsgerechtigkeit“ ((7)) fordert? Und worum geht es Mayring, wenn er „gegenstandssensible“ ((9)) Forschungsansätze einklagt? Jüttemann meint, dass durch statistische Verfahren die Subjektivität und Individualität des Menschen verfehlt werde ((5)). In der treffenden Formulierung von Markard: *„Subjekte existieren zwar im Plural, aber nicht im Durchschnitt“* ((7)). Das führt Jüttemann zu einer Frontstellung gegenüber einem naturwissenschaftlichen Zugang zum Menschen. Woher aber wissen wir, was der richtige Zugang zum Menschen ist? Nur wenn wir schon entschieden bzw. begründet haben, dass der Mensch *Subjekt* ist und menschliche Wirklichkeit als *Subjektivität* zu begreifen ist, legt sich eine *bestimmte* methodische Zugangsweise nahe. In vielen Fällen dürfte diese Entscheidung der QSF tatsächlich zugrunde liegen und Teil ihrer gegenstandstheoretischen Überzeugungen sein. Reichertz’ Frage, ob der QSF angesichts der Ergebnisse der Hirnforschung nicht das „sinnhaft handelnde Subjekt verloren geht“ ((Zusammenfassung)), ist unseres Erachtens genau darauf gemünzt, dass die Subjektivität so etwas wie das Schibboleth ist, an dem sich die Qualitativen gegenseitig erkennen.

((65)) In der Tat sehen viele Kritikerinnen und Kritiker im *subjektiv vermeinten Sinn* den Gegenstand, dem die qualitativen Methoden zugeordnet sind. Aufgabe der QSF ist es, diesen Sinn zu ‚rekonstruieren’. Besonders pointiert vertritt Hitzler diese Auffassung, wobei er die „Rekonstruktion von Sinn“ ((5)) – theoretisch subtil unterscheidend – nicht als gemeinsames Anliegen der QSF, sondern als epistemologischen Kern der *interpretativen Soziologie* bezeichnet ((3)). In der Sprache von Reichertz geht es um eine *Gegenstandstheorie*, d.h. im Falle der Soziologie um ein bestimmtes Verständnis von Gesellschaft und Sozialität, aus dem Begründungen für methodische Vorgehensweisen allererst hervorgehen können. Knoblauch ((2)) bringt dieses Verständnis von Sozialität auf den Begriff des „interpretativen Paradigmas“ (Wilson 1970).

Aufgrund der „‚hermeneutischen' Daseinsverfassung" ((4)) des Menschen nden die interpretative Soziologie und die interpretative Sozialforschung gemäß Hitzler im Sinnbezug und „*nur* im Sinnbezug … ihre epistemologische Begründung" ((4)). Sinn wird mit der Perspektive „‚von innen'" ((4)) in Verbindung gebracht, so auch bei Jüttemann ((5)), Markard ((5)) und Mertens ((11)). Wobei Hitzler einräumt – und dabei mit Reichertz ((9)) gleich zieht –, dass zumeist strittig bleibt, was unter ‚Sinn' zu verstehen ist ((5)).

((66)) Die Unklarheit des Sinnbegriffs zeigt sich schnell, wenn man fragt, wie Sinn methodisch erfasst wird. Gemäß Hitzler wird Sinn vom (handelnden) Subjekt konstituiert ((6)) und kann deshalb vom Forscher *rekonstruiert* ((10)) werden. Diese Rekonstruktion lässt sich im erkenntnistheoretischen Sinn als *Konstruktion* (von Modellen) verstehen, wie Hitzler mit seinen Schütz-Zitaten (s. ((7))ff.) deutlich macht. Anders scheint die Position der objektiven Hermeneutik zu sein, die annimmt, der rekonstruierte Sinn qua sozialen „Tiefenstrukturen" (Garz) existiere *real*. Die Gegensätze sind schroff, wie die Position von Vogd zeigen kann, der unter Berufung auf Oevermann (1993) behauptet, die QSF habe „keinen methodologischen Zugang zum *Erleben* der von ihnen [sic] untersuchten Akteure, sondern (nur) zu ihrem (kommunikativen) *Handeln*" ((9)). Markard meint genau gegenteilig, Gegenstand subjektwissenschaftlicher Forschung sei „die Welt, wie das Subjekt sie – emp ndend, denkend, handelnd – erfährt" ((4)). Trotz der Bemerkung von Vogd kann Loer – auch er pikanterweise unter Verweis auf *denselben* Aufsatz von Oevermann (1993) – behaupten, in der objektiven Hermeneutik liege „bisher der einzige [!] Weg, Subjektivität methodisch angemessen und unverkürzt [!] auf den Begriff zu bringen" ((6)). Dem Beobachter stellt sich die Frage, ob Loer Ansätze wie die Psychoanalyse oder die Kritische Psychologie, die darauf bauen, die Welt aus der Perspektive der ‚Ersten Person Singular' zu erfassen (vgl. Holzkamp 1983), übersehen hat, oder ob er meint, was er sagt.

((67)) Welchen erkenntnistheoretischen Status haben die Rekonstruktionen der QSF? Während der Begriff der Rekonstruktion bei Hitzler vermutlich kein Bekenntnis zu einer realistischen Position impliziert, ist dies bei Loer anders. Indem er sich zum *Fallibilismus* bekennt (Popper wird allerdings nicht erwähnt), glaubt er, gleich „alle Spielarten des Konstruktivismus ausgeschlossen" ((3)) zu haben.[3] Was die stereotyp wiederholte Metapher der „Erkenntnisaufschließung" ((3)) – „Es muss am Gegenstand eine Erkenntnis aufgeschlossen werden …" ((3)) u.ä. – jedoch bedeutet, bleibt offen. Zudem widerspricht die Schlüsselmetaphorik dem Offenheitsgebot (vgl. ((55))). Bei einem offenen Zugang zur (sozialen) Wirklichkeit sind Schlüssel kaum von Nutzen; sie passen eher zur Polizeimetaphorik und ins Arsenal der kanonisierten Methoden.

((68)) Erkenntnistheoretisch bekennen die wenigsten Kritikerinnen und Kritiker Farbe. Zwar wird immer wieder eine Af nität zu einer realistischen Auffassung von (wissenschaftlicher) Erkenntnis deutlich, aber mehr nicht. Auch im Negativen nicht. Eberles Ausfälle gegen den Konstruktivismus, den er mit Schlagworten wie „ ktive Hirngespinste" ((8)) und „erfunden, erlogen oder verdreht" ((8)) eindeckt, werden der Sache nicht gerecht. Die Kritik der erkenntnistheoretischen Unentschiedenheit trifft allerdings auch Reichertz, dem Loer ((Anmerkung 5)) zu Recht vorwirft, mit seiner Taktik, das Prä x ‚Re' beim Wort ‚Rekonstruktion' oft in Klammern zu setzen (s. HA ((9)), ((14))f., ((17))f.), offen zu lassen, wo er in erkenntnistheoretischer Hinsicht steht. Was könnte Reichertz wohl meinen, wenn er schreibt: „Forschung ‚schafft' … ihren Gegenstand (in gewisser Weise) und damit auch die zu erhebenden Daten …" ((11))? Allolio-Näcke und van Oorschot meinen nicht zu Unrecht, in Reichertz' HA komme an vielen Stellen „die Sehnsucht nach einer unabhängigen ‚objektiven' Wahrheit zum Ausdruck" ((Anmerkung 4)). Aber eben nur die *Sehnsucht* und keine Rechtfertigung.

((69)) Das Realismusproblem ist mit dem *Übersetzungsproblem* verknüpft, das Reichertz in seinem HA ausführlich diskutiert (s. ((26))f.). Wie die Verknüpfung geht, zeigen Allolio-Näcke und van Oorschot, die meinen, „natürlich" könne Fremdes „*nicht vollständig* verstanden werden" ((4)). Möglich sei jedoch eine „asymptotische Annäherung an Realität" ((4)), was die beiden Kritiker als ihre Leitvorstellung von wissenschaftlicher Erkenntnis ausgeben. Ob sie dabei an Popper (1989, p. 428ff.) und dessen Idee der „Wahrheitsnähe" denken, ist – auch in ihrem Fall – nicht klar. Klar ist jedoch, dass es bei der ‚Annäherung an die Realität' im Falle der qualitativen Forschung darum geht, die Welt des Gegenübers angemessen zu *verstehen* bzw. – wenn es eine fremde Welt ist – korrekt in die eigene Welt zu *übersetzen*.

((70)) Das Übersetzungsproblem „in den Griff zu bekommen" ((27)), wie sich Reichertz vorgenommen hat, halten Allolio-Näcke und van Oorschot jedoch für „naiv und utopisch" ((5)). Ähnlich argumentiert Weyand, der die Schwierigkeiten, in die sich Reichertz mit seiner zugespitzten Formulierung des Übersetzungsproblems manövriert, deutlich herausstreicht. Reichertz *bestreite* einerseits die Einheit der Kultur, doch andererseits *unterstelle* er sie auch ((4)). Als „kompetente Cointerpreten" (HA ((27))) müssen die Angehörigen einer fremden Kultur, die dem Forscher beim Übersetzen zur Seite stehen, in zwei Kulturen verwurzelt sein, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Wie aber sind die beiden Kulturen subjektiv verankert? Bilden sie eine ‚Einheit' oder eine ‚Vielheit'? Um verstehen zu können, wäre Einheit notwendig, denn so *de niert* Reichertz die „Interpretationskompetenz" ((23)). Doch faktisch dürfte eine ‚multikulturelle Identität' keine Einheit darstellen. Das aber hätte zur Konsequenz, dass selbst die Cointerpreten das Übersetzungsproblem nicht lösen können. Wie Weyand betont, kann Reichertz' Problem so groß allerdings nicht sein, denn der Erfahrung misslingender Verständigung kontrastiert die gegenteilige Erfahrung, dass Verständigung (auch) über kulturelle Schranken hinweg sehr wohl möglich ist ((8)). Ähnlich argumentiert Klüver, der Reichertz vorwirft, das Partikulare zu sehr in den Vordergrund zu rücken. Da fremde Kulturen „seit Jahrzehnten" erfolgreich erforscht würden ((5)), sei das „Problem des Verstehens fremder Kulturen" ((5)) nicht so groß wie von Reichertz dargestellt.

((71)) Nach unserer Meinung würden gerade die Sozialwissenschaften über Instrumente verfügen, um das Überset-

zungsproblem theoretisch klarer zu positionieren (vgl. Cappai 2000). Menschen werden sich nie vollständig verstehen, da ein totales Verstehen weder notwendig noch wünschenswert ist (vgl. Herzog 2002, p. 355ff.). Wenn wir eine These von Luhmann (1984) aufgreifen, dann gibt es Kommunikation zwischen Menschen genau deshalb, weil – und wir wollen beifügen: so lange wie – sich Menschen *nicht* vollständig verstehen. Verstehen ist deshalb funktional und pragmatisch zu fassen: Wie weit müssen wir einander verstehen, um gemeinsam handeln zu können?

((72)) Diesbezüglich ist eine Beobachtung des französischen Schriftstellers Jean Giono illustrativ, der am Prozess gegen den mutmaßlichen Mörder eines englischen Ehepaars und dessen Tochter in den provenzalischen Alpen teilgenommen und darüber berichtet hat. Giono (1995) schildert, wie Gaston Dominici, ein einfacher, 77-jähriger Bauer, der vom Gericht schließlich für die Tat für schuldig befunden, später aber begnadigt und aus der Haft entlassen wurde, während den Gerichtsverhandlungen mit einem Wortschatz von nicht mehr als 35 Wörtern auskam, während der Richter über Tausende von Wörtern verfügte. Trotzdem sei die Verständigung jederzeit möglich gewesen. Auch wenn diese Beobachtung lediglich von anekdotischer Bedeutung ist und Giono mit seiner Zahl von 35 Wörtern vermutlich nicht beim Wort genommen werden kann, zeigt sie, dass die Kriterien des Verstehens nicht ‚an sich' bestimmt werden können. Reichertz scheint gerade bei seiner Diskussion des Übersetzungsproblems einem verfehlten Realismus – einer ‚Sehnsucht nach Wahrheit' (vgl. ((68))) – aufzusitzen. Es mag sein, wie Reichertz unter Hinweis auf Bourdieu (1990) postuliert ((25)) und wie das Beispiel des Bauern Dominici zeigt, dass die Kompetenz zum *Sprechen* sozial ungleich verteilt ist, aber ist es auch die Kompetenz zum *Verstehen*?

2.2.5 Einheit der (sozialwissenschaftlichen) Forschung?

((73)) Es kann hier nicht darum gehen, eine erkenntnistheoretische Diskussion zu führen, jedoch scheint uns eine konstruktivistische Position gerade für das Problem der Begründung methodischer Standards viel versprechender zu sein als ein Bekenntnis zu einem irgendwie gearteten Realismus. Wir wollen dies an einem weiteren Thema illustrieren, das in den Kritiken explizit jedoch eher selten angesprochen wird, sich implizit aber fast wie ein roter Faden durch die Diskussionseinheit zieht, nämlich das Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden.

((74)) Schon vermerkt haben wir, dass Reichertz von Allolio-Näcke und van Oorschot vorgehalten wird, „unzulässigerweise" ((2)) das Objektivitätskriterium der quantitativen Forschung auf die qualitative übertragen zu haben (vgl. ((51))). Gemäß Breidenstein fördert Reichertz die „*Verselbständigung* der ‚Methoden'" ((2)) durch deren „Kanonisierung" ((2)), so dass es – gemäß Vogd – zur „Geschmacksfrage" ((6)) wird, wann welche Methode zur Anwendung kommt. Unseres Erachtens ist dies aber nicht die Position von Reichertz, wie wir schon mehrfach betont haben (vgl. ((18))f. und ((61))).

((75)) Wo zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden Stellung genommen wird, da fallen die Positionen recht unterschiedlich aus. So äußert sich unter anderem Markard sehr kritisch gegenüber den quantitativen Verfahren. Dass diese zum Leitbild für die Sozialforschung werden konnten, sieht er als Folge einer institutionell-administrativen Dominanz ((8)), die mit *Machtansprüchen* verbunden ist. Insofern die Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft Emanzipation von illegitimer Herrschaft impliziert ((3)), kann ihre Methodik dezidiert *nicht* dem Kontrollparadigma der experimentell-statistischen Forschung folgen ((3)). Soziales Verhalten ist als diskursive Aktivität zu verstehen, die zur Konstruktion von *Bedeutungen* führt ((1)). Dadurch lässt sich auch das Colgate-Problem der quantitativen Datenreduktion vermeiden: „Was man methodisch rausgedrückt hat, kriegt man auch theoretisch nicht wieder rein" ((8)). Markard erachtet das in den Sozialwissenschaften weit verbreitete Modell der (kausalen) Bedingungsanalyse für verfehlt. Wenn-dann-Ketten sind in psychologischer Hinsicht durch subjektive Sinnstiftung konstituiert ((5)), die in der experimentell-statistischen Analyse zu kontingenten „Bedingungs-Ereignis-Relationen" ((6)) verfälscht werden. Als implikative Beziehungen sind Sinnzusammenhänge „einer empirischen Überprüfung weder bedürftig noch fähig" ((6)). Da „Prämissen-Gründe-Zusammenhänge" ((7)) zudem immer *fallbezogen* sind, enthalten sie keine Aussagen zur Häu gkeit der behandelten Phänomene, und abweichende Fälle haben „keine falsi katorische Funktion" ((6)).

((76)) Die Mehrheit der Kritikerinnen und Kritiker, die sich explizit zum Thema äußern, sieht qualitative und quantitative Verfahren jedoch als sich *ergänzende* Teile sozialwissenschaftlicher Empirie. Kromrey hält das Label ‚quantitativ' aus genau diesem Grund für irreführend ((1)). Für Mertens ist die Dichotomie von qualitativ versus quantitativ „bei genauerer Betrachtung … fragwürdig" ((2)). Hitzler erwartet, dass aus den „Bemühungen, standardisierte und nicht-standardisierte Verfahren (gegenstandsbezogen) zu kombinieren" ((11)), Ansätze hervorgehen, „die den überkommenen Methoden-Dualismus allmählich aufheben könnten" ((11)). Schreier emp ehlt den Blick ins Lager der Quantitativen und sieht „Möglichkeiten der Kooperation zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung" ((11)). Gemäß Kirchhöfer würde die „erreichte Übereinstimmung über die Koexistenz beider Forschungsansätze" ((3)) nahe legen, den Schwerpunkt des Nachdenkens auf die Zusammenführung der beiden Positionen zu verlagern. Mayring ist die dichotome Trennung quantitativer und qualitativer Methoden suspekt ((4)), weshalb er vorschlägt, „von qualitativ bzw. quantitativ *‚orientierten'* Methoden zu sprechen" ((4)) (Hervorh. W.H. & A.H.).

((77)) Die Rede von *interpretativer* (statt: qualitativer) Forschung, die in einigen Kritiken favorisiert wird, erlaubt schon rein begrif ich, qualitative und quantitative Methoden zusammenzunehmen. Qualitative und quantitative Verfahren haben in der interpretativen Forschung – so Eberle – „einen äquivalenten Status und können auch miteinander kombiniert werden" ((Anmerkung 2)). Dies nicht zuletzt deshalb, weil beide Verfahren „gleichermaßen mit dem sozialwissenschaftlichen Messproblem konfrontiert sind" ((3)).

((78)) Einen anderen Grund für Zusammenarbeit sehen Gläser und Laudel, die meinen, dass *Erklärungen* sozialer Tatsachen letztlich nur mittels qualitativer Forschung möglich sind. Nur über qualitative Studien lassen sich kausale Mechanismen aufdecken ((5)). Ähnlich, wenn auch auf andere Art, argumentieren Brüsemeister ((9)) und Klüver (s. ((14))ff.). Letzterer sieht in der Computersimulation, basierend auf qualitativen *oder* quantitativen Daten, ein Instrument zur Erklärung und Prognose von sozialen Phänomenen.

((79)) Eine weitere interessante Einschätzung des Verhältnisses von quantitativen und qualitativen Methoden ndet sich bei Eberle und Mertens. Eberle erinnert an die Arbeiten von Gar nkel (1967) und Cicourel (1974), die nachgewiesen haben, wie sehr (auch) quantitative Studien von Sinn durchwirkt sind, der auf alltäglichen Deutungen beruht, die aber zumeist implizit bleiben ((3)). Dasselbe meint Mertens, wenn er darauf hinweist, dass die Items, die in standardisierten Fragebögen verwendet werden, von „alltagspraktischen Vorannahmen und Theorien“ ((2)) geprägt sind, dass in die Analyse von Faktorenstrukturen interpretative Leistungen eingehen, dass die unterstellte Intervallskalierung von Items „eine durch nichts zu rechtfertigende Annahme (ist)“ ((2)) und dass in der experimentellen Forschung den Treatments implizite Bedeutungen zugewiesen werden (s. auch Markard ((8))). In all diesen Fällen handelt es sich um kalt gestellten Sinn, ohne den auch die quantitativen Verfahren nicht auskommen.

((80)) So argumentiert, muss (auch) der *Sinn* als Abgrenzungskriterium zwischen dem qualitativen und dem quantitativen Lager fallen. Das wird explizit von Mayring betont, der in der „Hinwendung zum menschlich erzeugten ‚Sinn’“ ((4)) *keine* Domäne der Qualitativen sieht: „Fragebogendaten oder Testergebnisse sind ja nicht ‚sinnlos’“ ((44)). Dass es mit dem Sinn nicht getan ist, betonen implizit auch jene Kritikerinnen und Kritiker, welche die QSF nicht auf Verstehen und Interpretieren beschränkt wissen wollen, sondern das *Erklären* mit zu deren Aufgaben zählen (vgl. ((78))). Wenn man den einzigen Versuch, eine Art *De nition* der QSF vorzuschlagen, in diesem Licht betrachtet, dann muss dieser als gescheitert gelten: Knoblauch nennt drei Kriterien, die seiner Ansicht nach ausreichend sind, um das Feld der QSF de nitorisch abzustecken. Die Kriterien sind erstens, dass wir es mit *empirischen* Methoden zu tun haben, zweitens, dass mit den Methoden menschlich erzeugter *Sinn* erfasst wird, und drittens, dass es sich um *nicht-quantitative* Methoden handelt ((1)). Schon die Diskussion bei Reichertz hat gezeigt, dass weder das erste noch das dritte Kriterium geeignet ist, die Methoden der QSF zu charakterisieren (s. HA ((9))). Nun zeigt sich – aber auch dies war schon ein Ergebnis der Argumentation von Reichertz (vgl. ((16))) –, dass auch das Sinnkriterium nicht in der Lage ist, das Feld der QSF de nitorisch festzulegen.

((81)) Die verschiedenen Positionen zum Verhältnis von qualitativen und quantitativen Methoden sind – wie bruchstückhaft auch immer – Beispiele für das, was Reichertz an begründender Theorie für die QSF bzw.– wie wir hier ergänzen möchten – für die *empirische Forschung generell* fordert. Sie zeigen aber auch, wie verschieden die Ansätze und Argumentationen sind, weshalb wir die Erwartung, durch Intensivierung der Grundlagendiskussion werde aus der ‚Vielfalt ohne Einheit’ eine ‚Einheit ohne Vielfalt’ oder wenigstens eine ‚Vielfalt *mit* Einheit’ hervorgehen, als reichlich optimistisch einschätzen.

3. Reichertz’ Replik

((82)) Reichertz’ Replik ist ausführlich ausgefallen und sogar leicht umfangreicher als sein HA. Das liegt nicht daran, dass sich Reichertz so sehr hätte verteidigen müssen, ganz im Gegenteil. Wie viele Kritikerinnen und Kritiker Reichertz versichern, dass sie mit seiner Position in wesentlicher Hinsicht übereinstimmen, vermerkt Reichertz seinerseits, dass er mit vielen Kritiken einig geht. „Kein Dissens“ ((32)), heißt es etwa, „kein Einspruch“ ((23)), „Kein Widerspruch, nur Zustimmung“ (((40)), ((77))) oder „Zustimmung ohne Einschränkung“ ((43)). Etwas kokett wirkt daher Reichertz’ Bemerkung, dass man sich „über fast nichts“ ((2)) einig war.

((83)) Die Länge der Replik erklärt sich also nicht aus der Notwendigkeit, Kritik abzuwehren, sondern aus Reichertz’ Bemühen, seine Position zu verdeutlichen. Insofern liest sich die Replik streckenweise wie eine Weiterführung und Vertiefung der Argumentation im HA. Reichertz präzisiert auch, was er im HA wollte, nämlich „ein neues Nachdenken über die (impliziten) Grundlagen qualitativer Verfahren anstoßen, … lieb gewonnene Gewissheiten in Frage stellen, … Dinge ansprechen, … über die man sich Klarheit verschaffen muss, will man die qualitative Forschung zukunftsfest machen“ ((4)), und „das Feld der qualitativen Verfahren ein wenig wissenssoziologisch re ektieren“ ((5)).

((84)) Reichertz ndet bemerkenswert, „dass so wenige Themen Anlass zur kritischen Auseinandersetzung waren“ ((9)). Diskutiert worden seien eher die „alten Probleme der qualitativen Forschung“ ((9)), während er doch neue aufs Tapet habe bringen wollen. Korrigiert wird Garz, dessen Behauptung, Reichertz habe in seinem HA lediglich eine frühere, mit Christian Lüders verfasste Arbeit aufgewärmt, zurückgewiesen wird (s. ((Anmerkung 7))). Akzeptiert wird der Vorwurf der *Soziologielastigkeit*. Hier glaubt Reichertz, Abbitte tun zu müssen ((7)). Akzeptiert wird auch der Protest von Kromrey, der sich nicht den „Schmalspur-Quantitativen“ ((1)) zugeteilt sehen möchte; Reichertz entschuldigt sich für seinen Lapsus ((35)).

3.1 Das interpretative Paradigma als Fundament der gesuchten Einheit

((85)) Was die *inhaltlichen* Aspekte der Replik anbelangt, so ist zunächst auffällig, dass Reichertz seine Terminologie geändert hat. Während im HA zumeist von ‚qualitativer *Sozialforschung*’ gesprochen wird, ist nun einfach von ‚qualitativer *Forschung*’ die Rede. Bereits der Titel ist entsprechend angepasst worden. Hier scheint der Einspruch einiger Kritikerinnen und Kritiker aus dem psychologischen Lager gewirkt zu haben (s. Jüttemann ((8)), Kiegelmann ((5)), Markard ((2))). Wir schließen uns der terminologischen Anpassung

an und sprechen von nun an ebenfalls von ‚qualitativer Forschung' (QF).

((86)) Bei seiner *ersten Fragestellung* beharrt Reichertz auf dem konstatierten Erfolg der QF. Behauptet habe er ja nicht, die QF „sei auf dem Platz der Methoden führend" ((13)), behauptet habe er allein, „sie sei erfolgreich, weil sie sich (nach fast vier Jahrzehnten des Kampfes um Anerkennung) in beachtlichem Umfang in unterschiedlichen Feldern durchsetzen konnte" ((13)). In Bezug auf seine *zweite Fragestellung* vermutet Reichertz, dass die meisten Kritikerinnen und Kritiker seine Diagnose von der Zersplitterung der Methoden der QF teilen ((20)).

((87)) Erwartungsgemäß nimmt Reichertz' *dritte Fragestellung* auch in der Replik den meisten Raum ein. Viel deutlicher als im HA wird Reichertz' Bemühen um eine *Einheit* der QF. In einem gewissen Sinn hat die Replik hier sogar ihren Fokus. Dass zeigt allein schon die für Reichertz ungewohnt dramatische Sprache, in der er über die Gefahr der Abspaltung der ‚Rekonstruktiven' – in der Diskussion durch Garz, Loer und Vogd vertreten – spricht ((108)). Reichertz macht aber auch deutlich, dass er deren wissenschaftstheoretische Position weder teilt noch für richtig hält. Für uns stellt sich die Frage, ob die „Gefahr eines Schismas" ((108)) tatsächlich besteht, wenn es doch um Positionen geht, die wesentliche Ansprüche an die Logik der QF gar nicht erfüllen.

((88)) In der Replik wird nun auch deutlich, wo Reichertz den Ansatzpunkt für die Bildung einer Einheit der QF sieht. Während ihm Faulstich-Wieland und Faulstich vorgeworfen haben, selber keine Stellung zu beziehen und nicht zu explizieren, „von welchem wissenschafts- und gegenstandstheoretischen Standpunkt" ((9)) aus er argumentiere, holt er diese Klärung nun nach. Nicht nur hält der die These von Knoblauch, „dass das interpretative Paradigma mit seinen theoretischen wie epistemologischen Prämissen für die qualitative Forschung eine besondere und wichtige *Bedeutung* hat, für zutreffend" ((19)) (Hervorh. W.H. & A.H.). Er meint auch, im interpretativen Paradigma liege jenes *eigene*, wenn auch *wackelige Fundament* bereit, dessen die QF bedarf, um zur Einheit zu werden ((22)). Dass man Reichertz' Replik so lesen darf, entnehmen wir auch der ausführlichen Erläuterung des interpretativen Paradigmas (s. ((82))-((99))). Dort heißt es zudem, das interpretative Paradigma bilde „die gemeinsame Grundlage (wenn auch nicht [den] Kern) der qualitativen Forschung" ((82)). Wie immer man die Metaphern der ‚Grundlage' und des ‚Fundaments' interpretieren muss, Reichertz bringt klar zum Ausdruck, dass ihm die Möglichkeit der Einheit der QF hier gegeben scheint. Darin unterscheidet er sich von Steinke, die meint, dass „ein festes Fundament, auf dem aufbauend Kriterien für qualitative Forschung formuliert werden [könnten], kaum errichtet werden kann: Die Verständnisweisen sowie die methodischen Verfahrensweisen qualitativer Forschung sind dafür zu heterogen" (Steinke 2000, p. 229).

((89)) Um einiges klarer wird nun auch Reichertz' erkenntnistheoretische Position. Während der HA – zumindest auf der sprachlichen Ebene – verschiedentlich zwischen einem kruden Realismus und einer konstruktivistischen Position schwankt, stellt Reichert in seiner Replik klar, dass ihm die realistischen Anmaßungen der objektiven Hermeneutik suspekt erscheinen ((108)) und er selber nicht einem „heimlichen Realismus" ((98)) zuneige. Auch die deutliche Zurückweisung einer Korrespondenz- oder Widerspiegelungstheorie der Wahrheit gehört in diesen Kontext (s. ((46))f. und die Anmerkungen 10 und 15). Geklärt wird nun auch die Verwendung des Ausdrucks ‚(Re-)Konstruktion': (Re-)Konstruktionen sind (wissenschaftliche) Konstruktionen von (alltagsweltlichen) Konstruktionen, also – im Sinne von Schütz (1971) – „Konstruktionen zweiten Grades" (s. ((88))). Wir wollen nicht sagen, Reichertz sei ein *Konstruktivist*, und sei es nur, weil zuerst zu klären wäre, was man unter einem Konstruktivisten überhaupt zu verstehen hätte. Reichertz selber deutet an, dass er sich dem amerikanischen Pragmatismus verbunden fühlt ((46)) und zu einem historischen Wahrheitsbegriff neigt ((95)).

((90)) Die gewonnene Klarheit in Sachen Erkenntnistheorie strahlt auf das im HA verworren dargestellte Verstehens- und Übersetzungsproblem aus. Offensichtlich fühlt sich Reichertz hier besonders stark missverstanden. Zu den Kritiken von Klüver und Weyand schreibt er, diese hätten sein Argument „in eigentümlicher Weise" ((58)) umgedreht. In seinem HA habe er nämlich ausführen wollen, „dass es gerade *nicht* grundsätzlich unmöglich ist, das Fremde zu verstehen" ((58)) (s. auch Anmerkung 11). Es sei ihm darum gegangen, auf die *Schwierigkeiten* des Verstehens hinzuweisen ((60)). Reichertz ist auch dieser Punkt wichtig genug, um eine ausführliche Präzisierung nachzuliefern (s. ((62))-((75))).

((91)) Wenn es nur darum gegangen sein sollte, auf die Schwierigkeiten des Verstehens aufmerksam zu machen, dann fragen wir uns allerdings, was Reichertz bewogen hat, seinen Peers diese Trivialität mitzuteilen. Um welche Art „neues Nachdenken" ((4)) über die Methoden der QF hätte es ihm gehen können? Dass Reichertz' Position nach wie vor nicht besonders klar ist, zeigt die folgende Bemerkung: „Wer nur mit dem verstehen will, was uns allen gemein ist, versteht nichts. Aber natürlich können wir aufgrund dessen, was uns allen gemeinsam ist, *lernen*, das Sprechen und Handeln der anderen zu verstehen" ((Anmerkung 12)). Versteht wirklich *nichts*, wer mit dem verstehen will, was allen Menschen gemeinsam ist? Und kann man aus einem Nichts heraus überhaupt etwas lernen?

3.2 Das Problem der Generalisierung

((92)) Möglicherweise geht es bei der Kontroverse um das interkulturelle Verstehen jedoch um etwas anderes. „Verstehen ist nicht das Problem …" ((58)), heißt es in Reichertz' Replik. Das Problem scheint im Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem zu liegen. Reichertz denkt sich dieses Verhältnis anders als Klüver, der mit seiner Referenz an Descartes (s. ((14))ff.) von einem *subsumptionslogischen* Verhältnis ausgeht. Danach ist das Besondere ein Fall eines (gesetzmäßigen) Allgemeinen, dem es sich unterordnen lässt. Das ist gerade *nicht* das Verständnis von Individualität in der bildungstheoretischen Tradition, wie Klüver unterstellt ((11)). Der humanistischen Bildungstheorie gilt das Indi-

viduum ausdrücklich *nicht* als auswechselbarer Fall eines Allgemeinen, sondern als *unvergleichlicher* Einzelfall (vgl. Menze 1988). Während im alteuropäischen Denken das Einzelne nur als Privation eines Allgemeinen denkbar ist (vgl. Heimsoeth 1981, p. 172ff.), sieht die Neuzeit im Individuum die je spezi sche Form der Artikulation und Verkörperung eines Allgemeinen (vgl. Mensching 1992; Taylor 1996, p. 639ff.). Das aber heißt, dass der Einzelfall nicht im gleichen Sinn verallgemeinert werden kann wie in den Gesetzeswissenschaften.[4]

((93)) Wie immer man zur Unterscheidung von nomothetischen und ideographischen Disziplinen stehen mag, was die Generalisierung von Erkenntnissen anbelangt, besteht ein wesentlicher Unterschied, der sich auf die Begriffe von *Fall* versus *Beispiel* bringen lässt (vgl. Buck 1981). Ein *Fall* ist ein „Fall von …", d.h. ein Besonderes in Bezug auf ein Allgemeines. Durch die Rubrizierung des Falles unter das Allgemeine wird seine Besonderheit *aufgehoben*. Insofern ist jeder Fall durch einen anderen ersetzbar. Anders ein *Beispiel*, das illustrierenden Charakter hat, seiner Partikularität nicht verlustig geht und auch nicht ohne weiteres auswechselbar ist.

((94)) Die QF, die als einen ihrer Vorzüge den Kontextbezug hervorhebt (s. Eberle ((5)); Jüttemann ((5))), ist eher auf *Beispiele* als auf Fälle bezogen. Da Beispiele stärker situiert sind als Fälle, sind die Kontextbezüge konstitutiv für ihr Verständnis. Trotzdem haben auch sie generischen Charakter, der aber nicht über einen Prozess der Abstraktion, sondern über Vernetzung und Typisierung gewonnen wird (vgl. Gerhardt 2001; Herzog 2003). Wir generalisieren gewissermaßen in die Breite – von Beispiel zu Beispiel – und erreichen damit eine nur mäßige Abstraktionshöhe. Wittgensteins (1971) Metapher der „Familienähnlichkeit" meint genau dies. Da es uns nicht gelingt, den Begriff der Sprache nach allgemeinen Kriterien zu de nieren, geben wir *Beispiele* (vgl. ebd., p. 51). Diese Beispiele bilden „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten" (ebd., p. 48), eben: „Familienähnlichkeiten" (ebd.).

((95)) Nicht anders hat Reichertz die Vielfalt an Methoden der QF eingeführt: als *Beispiele*, die sich ähneln, aber auf keinen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Damit stellt sich die Frage, ob mit der Forderung nach *Einheit* der QF nicht dem Generalisierungsprinzip der QF widersprochen wird. Die vielen qualitativen Methoden sind eventuell gar nicht als *Fälle* zu behandeln, die unter ein gemeinsames Gesetz oder Prinzip zu rubrizieren wären, sondern als *Beispiele*, die durchaus voneinander verschieden sein können, sofern sie einem Minimum an *formalen* Kriterien wissenschafts- und gegenstandstheoretischer Art genügen. Das würde allerdings bedeuten, dass eine *inhaltliche* Integration der QF, wie sie Reichertz in seiner Replik andeutet (vgl. ((88))), nicht opportun wäre. Mehr als die im HA genannte formale Einheit wäre weder anzustreben noch zu erhoffen.

((96)) Obwohl wir die Unterscheidung von Fällen und Beispielen für zentral halten, nehmen wir nicht an, dass sich der eingelebte Sprachgebrauch ändern lässt. Im Lager der Qualitativen sollte man sich aber bewusst sein, dass die Fälle, die man meint, wenn von ‚Fallverstehen', ‚Fallanalyse', ‚Fallrekonstruktion' und ‚Fallseminaren' die Rede ist, etwas anderes meinen als die Fälle, die sich unter ein Gesetz rubrizieren lassen.

3.3 Nochmals: ad hoc und elaboriert

((97)) „[K]larer … formulieren" ((27)) will Reichertz auch seine Unterscheidung der qualitativen Methoden nach zwei Arten. Dass er die Ad-hoc-Verfahren *negativ* bewertet habe, emp ndet er als Unterstellung ((33)). Sein Anliegen sei die neutrale Vermessung des Feldes der QF gewesen ((6)). Er habe „ein wenig Ordnung in ein sehr schwer zu überschauendes Feld" ((33) bringen, keineswegs eine „Verurteilung" ((33)) der Ad-hoc-Verfahren vornehmen wollen. Was Kromrey „Murks" ((2)) nenne, nde man „oft auch unter den elaborierten Methoden" ((33)).

((98)) Auch in diesem Punkt können wir Reichertz nicht recht folgen. Wenn er gleichsam botanisierend durchs Biotop der qualitativen Forschung streifen und neutral registrieren wollte, was der Fall ist, weshalb musste er dann zwei Sorten von Methoden unterscheiden? Er taxiert, bevor er einzelne Verfahren überhaupt benennt. Von einem „zu viel des Unre- ektierten" ist bereits im Abschnitt ((7)) des HAs die Rede. Ebenso davon, dass die elaborierten Verfahren „über ihre Grundlagen systematisch re ektieren" ((10)). Auch der Hinweis auf die Studie von Grunenberg ((10)) kann doch nur heißen, dass es – zumindest: *auch* – um Wertung gegangen ist: um den Nachweis der oft schlechten Qualität der QF. Wenn Reichertz in der Replik konzediert, dass man ein Verfahren auch in Zukunft nicht verwerfen werde, „nur weil es (noch) nicht eingeführt ist" ((31)), so steht im anschließenden Satz eben auch, dass man „bei der Bewertung [!] von Verfahren darauf achten [muss], dass die Methoden der Datenerhebung und -auswertung mit guten Gründen auf die Fragestellung der Forschung bezogen sind" ((31)). Vielleicht wollte Reichertz nicht gute und *schlechte* Methoden unterscheiden, aber um „gute und *weniger gute*" (HA ((10))) (Hervorh. W.H. & A.H.) ging es ihm schon. Recht haben könnte er mit seiner Replik nur, wenn er im HA nicht *Methoden*, sondern deren *Verwendung* im Visier gehabt hätte. Das ist aber klar nicht der Fall (vgl. ((41)), ((61))).

4. Die *scienti c community* als Bedingung und Grenze wissenschaftlicher Rationalität

((99)) Im letzten Teil unserer Ausführungen versuchen wir eine Gesamtbeurteilung der Diskussionseinheit. Da wir an verschiedenen Stellen unsere eigene Position schon deutlich gemacht haben, beschränken wir uns auf einige Aspekte der Auseinandersetzungsform und zwei inhaltliche Themen, die nach unserer Beurteilung für die weitere Diskussion von besonderer Bedeutung sind.

4.1 Eine harte, aber disziplinierte Auseinandersetzung

((100)) Unter *formalen* Gesichtspunkten fällt auf, dass Reichertz viel *Lob* und *Zustimmung* erfahren hat. Brüsemeis-

ter meint nicht nur, der Beitrag von Reichertz sei „sehr zu begrüßen“ ((1)); er ndet ihn auch „wertvoll“ ((1)). Eberle lobt Reichertz’ HA als „äußerst fundiert, kenntnisreich und sorgfältig in der Argumentation“ ((1)). Gemäß Flick zeichnet Reichertz „ein umfassendes und beeindruckendes Bild der Etablierung qualitativer Forschung in unterschiedlichen Bereichen“ ((2)). Er hat „eine interessante Bestandsaufnahme der (deutschsprachigen) qualitativen Forschung vorgelegt“ ((6)), die dankenswerterweise auch neue Fragen aufwirft. Gläser und Laudel attestieren Reichertz eine „differenzierte Zustandsbeschreibung der deutschen qualitativen Sozialforschung“ ((1)). Kiegelmann versteht Reichertz’ Artikel als „sinnvolle und konstruktive Anregung zur Systematisierung der Bandbreite von qualitativ-empirischen Ansätzen der Sozialforschung einerseits und zur wissenssoziologischen Analyse von Forschungs- und insbesondere Datenauswertungsprozessen andererseits“ ((4)). Gemäß Mayring stellt Reichertz’ Artikel „einen äußerst interessanten, umfassenden und anregenden Beitrag zu Ansprüchen, Prämissen und Problemen der qualitativen Sozialforschung dar“ ((1)). Klüver spricht von einem „sehr lesenswerten Übersichtsartikel“ ((1)), Mertens von einer „kompetenten Einschätzung der gegenwärtigen Situation der qualitativen Sozialforschung“ ((1)). Auch von Garz erhält Reichertz Lob ((7)), ebenso von Grunenberg ((1)), Jüttemann ((1)), Kirchhöfer ((0)) und Schnettler ((1)).

((101)) Für die sehr positive Aufnahme von Reichertz’ HA ist das spürbare Bemühen des Autors um eine *sachliche Darstellung* wesentlich verantwortlich. Die Ausführungen von Reichertz – auch in der Replik – zeugen an keiner Stelle von Überheblichkeit oder Besserwisserei. Das Bemühen um Sachlichkeit ist auch in der Struktur des HAs spürbar. Nur selten wird der Aufbau kritisiert. So von Kiegelmann ((3)), für die sich nach Reichertz’ Aufzählung der Desiderata qualitativer Methodologie, also ab dem 5. Kapitel, „die Gestalt der Argumentation“ ((3)) verliert. Für Allolio-Näcke und van Oorschot ist im letzten Teil des HAs – womit sie wohl meinen: ab dem 8. Kapitel – „nicht klar, was Reichertz hier zur Debatte beisteuern wollte“ ((6)). Mayring meint, dass Reichertz’ Ausführungen zu Rationalität und Willensfreiheit des Menschen (11. Kapitel) „wenig zur Entwicklung von Gütestandards für qualitativ orientierte Methoden abwerfen“ ((9)). Auch wenn sich noch einige weitere Monita für Unklarheiten oder Schwächen anführen ließen (wir selber haben die Gliederung als nicht ganz klar bezeichnet; vgl. ((33))), ist die geringe Kritik, die Reichertz in formaler Hinsicht erfährt, Ausdruck einer optimalen Problemdarstellung und Textgestaltung.

((102)) Die Sachlichkeit gilt im Wesentlichen auch für die Kritiken, was Reichertz in seiner Replik anerkennend vermerkt ((3)). In gewisser Weise ist den vier Disziplinierungsformen, die Reichertz als Bedingung für den „Erfolg der Hermeneutik oder auch: aller verstehenden Verfahren“ ((64)) ansetzt, in der Diskussionseinheit fast ausnahmslos Folge geleistet worden: der Disziplinierung des Sprechens, der Disziplinierung der Verantwortungsübernahme, der Disziplinierung des Zuhörens und der Disziplinierung des Antwortens (s. R ((65))). Die Kritiken werden behutsam vorgetragen, zeugen von wenig Polemik und sind bemüht, die Diskussion voranzubringen. Ein paar Ausnahmen gibt es trotzdem, wie etwa Loer, der sich am „versöhnlerischen Gerede“ ((2)) von Reichertz stört, oder Allolio-Näcke und van Oorschot, die im HA einen „elitären Duktus“ ((7)) ausmachen.

((103)) Krass in ihrer Unsachlichkeit ist die Kritik von Twardella, die allerdings nur am Rand auf den HA von Reichertz eingeht. Noch hinnehmen mag man seine Äußerung, die Methode der objektiven Hermeneutik könne „in besonderer Weise als ‚elaboriert’ – im Sinne von Reichertz ((12)) – bezeichnet werden“ ((8)). Kaum zu verdauen sind dann aber seine Ausführungen zur Unterrichtsforschung. Obwohl offenbar erst eine einzige Studie, nämlich diejenige von Gruschka, vorliegt, wird der objektiven Hermeneutik attestiert, *allein* in der Lage zu sein, „die [!] Strukturlogik des [!] Unterrichts“ ((10)) zu erschließen, während die Fülle an empirischen Befunden aus der Pädagogischen Psychologie mit einer schnoddrigen Wendung als irrelevant abgetan und der Soziologie schlicht abgesprochen wird, das „Spezi sche des Unterrichts“ erfassen zu können ((10)). Zu behaupten, die „Diskussion über die Krise des deutschen Bildungssystems“ ((12)) (weshalb nur des deutschen?) könne mit Hilfe der Ergebnisse, die durch die objektive Hermeneutik gewonnen werden, allererst auf eine „substantielle Weise“ ((12)) geführt werden, ist mehr als arrogant. Wer wider besseres Wissen Mauern hochzieht, um die eigene Position gegen Kritik abzuschirmen, gibt den besten Beweis für jenen Autismus, den Gläser und Laudel ((12)) bei den Qualitativen generell vermuten.

((104)) In seltenen Fällen wird Reichertz *korrigiert*. So von Hitzler, der betont, dass er in der „Rekonstruktion von Sinn“ nicht das (gemeinsame) Merkmal der QF, sondern den „epistemologischen Sinn“ der interpretativen Soziologie sehe ((3)). Garz taxiert Reichertz’ ((15)) Zuordnung des narrativen Interviews (sensu Schütze) zur Analyse subjektiver Sinnwelten als falsch ((3)). Auch die Einordnung der Biogra eforschung in diese Kategorie vermag gemäß Garz „kaum [zu] überzeugen, da es keine einheitliche Methodologie oder Methodik gibt, die diesen Ansatz de nieren würde“ ((3)). Ähnliches soll für Reichertz’ ((16)) Zuordnung der Ethnogra e zur Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus gelten ((3)).

((105)) Zu vermerken sind auch einige *Missverständnisse*, die sich vor allem um Reichertz’ Unterscheidung von elaborierten und Ad-hoc-Methoden ranken. Dazu gehört in erster Linie die Auffassung von Methoden als *Werkzeuge*. Im HA schreibt Reichertz, das Offenheitsgebot liefere denen Argumente, „die Methoden als ‚tools’ begreifen und sich nach den unterschiedlichsten Gesichtspunkten dieser tools bedienen“ ((7)). Diese Formulierung ist zweifellos missverständlich. Denn Reichertz will offensichtlich sagen, Methoden würden, wenn sie *ad hoc* gebraucht werden, wie „*neutrale* tools“ ((13)) eingesetzt (Hervorh. W.H. & A.H.). Damit geht ihr Werkzeugcharakter gerade *verloren*! Schreier versteht die Stossrichtung der Kritik unseres Erachtens richtig, wenn sie Reichertz’ Begriff der „neutralen tools“ ((13)) mit „gegenstandsunabhängige Werkzeuge“ ((3)) übersetzt. Gemeint ist nicht, Methoden seien *keine* tools. Mayring stellt daher zu Recht fest, am „Verständnis von Methoden als Werkzeugen“

((3)) könne nichts falsch sein. „Qualitativ wie quantitativ orientierte Methoden der Erhebung, Aufbereitung und Auswertung sind … durchaus als kombinierbare *Tools* zu verstehen, solange sie in ein fundiertes Forschungsdesign eingeordnet sind, theoretisch begründet sind und an Gütekriterien gemessen werden“ ((3)). Genau das scheint uns die Position von Reichertz zu sein.

((106)) Auf andere Weise missversteht Schnettler Reichertz, denn Letzterer will die Beurteilung von Forschungsergebnissen zweifellos *nicht* auf Evidenzerlebnisse abstützen, wie ihm unterstellt wird ((9)). Ebenso wenig erhebt er die Forderung, die QF soll sich *tel quel* von der Einzelforschung verabschieden und nur noch Gruppenforschung betreiben ((10)). Auch Allolio-Näcke und van Oorschot verstehen Reichertz in diesem Punkt falsch ((5)). Die „Deutungs-Kraft der Gruppe“ (Überschrift zum 10. Kapitel) wird von Reichertz nicht als erstrebenswertes *Ziel*, sondern als diskussionsbedürftiges *Problem* dargestellt. Die Formulierung bezüglich der Verabschiedung von der Einzelforschung ndet sich im Übrigen nicht hier, sondern bei der Diskussion des Übersetzungsproblems ((27)).

((107)) Ein Missverständnis liegt unseres Erachtens auch vor, wenn Schnettler befürchtet, mit der Abgrenzung der elaborierten von den Ad-hoc-Methoden gehe eine „Zweiklassenunterscheidung“ ((7)) einher. Besser wäre es daher, die Methoden *an sich selber* zu messen, d.h. an den „Kriterien, die *innerhalb* der jeweiligen Methoden gelten“ ((7)). Damit verkennt Schnettler die Pointe von Reichertz’ Argument, das nach unserer Beurteilung darin besteht, dass die Ad-hoc-Verfahren solche Kriterien deshalb verfehlen, weil sie *gar nicht bestehen*.

((108)) Etwas anders ist der Stil der Auseinandersetzung, wenn das Lager der Quantitativen ins Visier genommen wird. Alte Beschuldigungen tauchen auf, verpackt in Schimpfworte wie ‚Positivismus’, ‚Szientismus’, ‚Operationalismus’, ‚Reduktionismus’, „technisches Erkenntnisinteresse“ (Habermas) oder „Kontrollwissenschaft“ (Holzkamp), so vor allem bei Eberle (((3)), ((5))), Jüttemann (((3)), ((7))), Markard ((3)) und Mertens (((2)), ((7))). Gläser und Laudel sprechen vom „Hegemonieanspruch der quantitativen Forschung“ ((4)), Jüttemann missbilligt das „Methodendiktat der nomologisch orientierten Sozialwissenschaftler“ ((3)), und Schlücker geißelt den „patriarchalen Mainstream“ ((2)) der quantitativen Forschung. Aber auch hier gilt, dass die Sprache im Allgemeinen moderat bleibt. Von einer Kriegsrhetorik kann nicht die Rede sein.

((109)) Im Grenzbereich zwischen Form und Inhalt liegen zwei Themen, die zwar nicht oft, unseres Erachtens aber zu Recht kritisch gegen Reichertz vorgebracht werden. Das eine betrifft die starke Ausrichtung des HAs an der Soziologie. Vor allem die Psychologinnen und Psychologen, die sich an der Diskussion beteiligt haben – erstaunlicherweise nicht die ebenso zahlreichen Vertreterinnen und Vertreter der Erziehungswissenschaft –, nden die Methodenbeispiele von Reichertz ihrem Fach nur partiell angemessen. Mayring spricht von einem „soziologischen Bias“ ((5)) und nennt die von Reichertz unterschiedenen vier Großfragerichtungen „zu soziologieorientiert“ ((6)). Wie wir schon vermerkt haben, trägt Reichertz dieser Kritik insofern Rechnung, als er sie nicht nur förmlich akzeptiert (vgl. ((84))), sondern durch den Wechsel vom Begriff der QSF zu demjenigen der QF auch terminologisch aufnimmt (vgl. ((85))).

((110)) Das zweite Thema im Grenzbereich von Form und Inhalt betrifft die geogra sch-sprachliche Eingrenzung von Reichertz’ Bestandsaufnahme. Der – mit Kiegelmann gesprochen – „abgegrenzte Blick auf Deutschland“ ((5)) wird verschiedentlich als seltsam und einseitig beurteilt. Mayring ((1)) rätselt, ob Reichertz tatsächlich nur Deutschland vor Augen gehabt hat oder wenigstens den deutschsprachigen Raum gemeint haben könnte. Flick konstatiert, dass „sich der Diskurs in der deutschsprachigen qualitativen Forschung – von wenigen Ausnahmen abgesehen – von der internationalen Diskussion und Forschungspraxis weitgehend abgekoppelt (hat))“ ((5)). Umgekehrt bleibe die Rezeption der deutschsprachigen qualitativen Forschung im nicht-deutschsprachigen Ausland begrenzt. Flick fügt zu Recht hinzu, dass sich die von Reichertz diagnostizierte Diversi zierung der QF noch einmal zuspitzt, „wenn man über den Tellerrand der deutschen Sprache hinausblickt“ ((5)). Das wird auch von Mruck vermerkt, die der Ansicht ist, Reichertz’ Diagnose der Heterogenität der QF greife angesichts der Globalisierung und Internationalisierung auch in der Wissenschaft zu kurz ((7)). Eine Standardisierung der qualitativen Verfahren ausschließlich für den deutschsprachigen Raum sei mit Blick auf den aktuellen Wissenschaftsbetrieb anachronistisch ((8)).

4.2 Die Herausforderung der Gehirnforschung und die Einheit der Qualitativen

((111)) Was die *inhaltliche* Seite der Auseinandersetzung anbelangt, so haben die Kritikerinnen und Kritiker die ersten beiden Fragestellungen von Reichertz zwar ausführlich, aber weniger intensiv diskutiert als seine dritte Fragestellung. Seine Erfolgsthese blieb nicht unbestritten, was wohl damit zusammenhängt, dass sie eigentlich einer *quantitativen* Analyse bedürfte (vgl. ((39))). Dies wird von Reichertz insofern eingestanden, als er bekennt, dass er gerne wissen möchte, „wie viel Geld von Drittmittelgebern an qualitative Forschung gegangen ist und wie viel qualitative Projekte im Durchschnitt kosten“ ((11)). Das Fehlen von Datenmaterial ist aus unserer Sicht dafür verantwortlich, dass Reichertz von einigen Kritikerinnen und Kritikern dahingehend missverstanden wurde, als hätte er behaupten wollen, die quantitative Forschung sei von der qualitativen über ügelt worden. Das wollte er zweifellos nicht sagen (vgl. ((86))). Was die Heterogenitätsthese anbelangt, so verweist Reichertz wohl zu Recht darauf, dass die meisten Kritikerinnen und Kritiker seine Diagnose teilen ((20)). Tatsächlich sehen wir nicht, dass ihm jemand widersprochen hätte.

((112)) Die ausführliche und reichhaltige Auseinandersetzung mit Reichertz’ dritter Fragestellung hat zu einer Fülle an Einwänden, Relativierungen, aber – nicht zuletzt von Seiten von Reichertz selbst – auch Präzisierungen geführt. Dabei ging es um Reichertz’ Unterscheidung von elaborierten und Ad-hoc-Methoden, um erkenntnistheoretische Positionen, um die wissenschafts- und gegenstandstheore-

tische Legitimation von qualitativen *und* quantitativen Verfahren, um die Notwendigkeit von Gütekriterien (auch) für die qualitative Forschung, um die Einheit der Qualitativen, um die Verbesserung der (intersubjektiven) Überprüfbarkeit qualitativ gewonnener Ergebnisse, um die Standardisierung und ‚Routinisierung' qualitativer Methoden, um das Verstehen fremdkultureller Bedeutungen, um die Übersetzbarkeit fremdsprachlicher Äußerungen, um das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung, um das Problem des (subjektiven) Evidenzgefühls, um kognitive Konsistenz als (problematische) Ursache für Evidenz, um Gruppenprozesse als Bedingung und Hindernis für Erkenntnis, um die Gehirnforschung als Herausforderung der QF und um Reichertz' eigene Position in diesem komplexen Diskussionsfeld. Keine Auseinandersetzung wollte Reichertz über die Gütestandards *im Einzelnen* führen (s. R ((4))), weshalb wir – trotz einiger Wortmeldungen in den Kritiken – darauf auch nicht eingegangen sind. Nicht alle diese Themen sind mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt worden. Die Replik von Reichertz zeigt zudem, was ihm selber wichtig war.

((113)) Für unsere abschließenden Ausführungen wollen wir zwei Themen, zu denen wir uns ansatzweise schon geäußert haben, herausgreifen und noch etwas vertiefen: die Bedeutung der Gehirnforschung für die QF und die Notwendigkeit einer Einheit der Qualitativen.

((114)) Die Gehirnforschung ist wohl eines jener „neuen Probleme", die Reichertz gerne diskutiert hätte (s. R ((9))). Die meisten Kritikerinnen und Kritiker sind auf das Thema, das Grunenberg neben demjenigen der körpergebundenen Evidenzerlebnisse für „mutig" ((2)) hält, jedoch nicht eingegangen. Brüsemeister bezweifelt die Dringlichkeit des Themas ((12)). Faulstich-Wieland und Faulstich glauben, Reichertz sei „der modischen Faszination der Hirnforschung verfallen" ((7)). Eine Herausforderung für die QF sehen sie nicht, denn die Hirnforschung habe zum Thema Sinn „nichts zu sagen" ((7)). Markard teilt Reichertz' Auffassung, dass die Gehirnforschung eine ernst zu nehmende Herausforderung der QF darstellt ((3)), meint aber, dass die Kritik der gesellschaftlichen Bedingungen, die für die Beseitigung des Subjekts funktional sind, ebenso wichtig ist.

((115)) Weshalb der Unwille, sich auf das Thema einzulassen? Einen Erklärungsversuch unternimmt Grunenberg, wenn er auf Durkheim verweist und dessen Postulat, wonach Soziales nur mit Sozialem zu erklären sei ((4)). An die Stelle von Durkheim ließen sich heute Luhmann oder Oevermann setzen. Tooby und Cosmides (1992) sprechen vom „Standard Social Science Model" (SSSM), das unter anderem impliziert, das Biologische habe mit dem Sozialen nichts zu tun. Ob auch Reichertz dem SSSM verp ichtet ist, vermögen wir nicht zu beurteilen, jedoch ist seine Auseinandersetzung mit der Gehirnforschung eher defensiv. Wo in den Kritiken etwas näher auf das Thema eingegangen wird, da zeigt sich ebenfalls, dass gegenüber der Biologie auf Distanz gegangen wird. Ein (eigenartiges) Beispiel geben Allolio-Näcke und van Oorschot ((6)). Dass nicht geklärt ist, was Gefühle sind, mag man noch hinnehmen. Dass es „zwischen den Reizen, die durch die Nozizeptoren aufgenommen werden, und dem subjektiven Gefühl des Schmerzes" jedoch „*keinen Zusammenhang*" ((6)) geben soll (Hervorh. W.H. & A.H.), ist reichlich absurd. Zweifellos gibt es keine Eins-zu-Eins-Zuordnung zwischen physikalischem Reiz und psychischem Emp nden, dass sie aber ohne Zusammenhang sein sollen, hat die psychophysische und die psychophysiologische Forschung längst widerlegt.

((116)) Der Biologie wird auch von Brüsemeister eine geringe Anschlussfähigkeit für die QF zugeschrieben ((12)). Die zumeist implizit bleibende Annahme, Biologie habe mit Reduktionismus und Determinismus zu tun und verfehle damit die *soziale* bzw. *kulturelle* Ebene der Wirklichkeit, ist unseres Erachtens falsch. Denn weder ist die Biologie – wie irgendeine andere Wissenschaft – *per se* reduktionistisch, noch sind die Sozialwissenschaften *nicht* deterministisch. Zudem ist Sozialität etwas, was keineswegs dem Menschen vorbehalten ist, sondern viele nicht-menschliche Lebewesen ebenfalls charakterisiert. Interessanterweise widersprechen auch viele Ergebnisse der Gehirnforschung dem sozialwissenschaftlichen Credo nicht. Vielmehr bringen sie neue Belege für die Auffassung, wonach der Mensch ein durch und durch soziales Wesen ist (vgl. z.B. Bauer 2006; Insel & Fernald 2004). Die Gehirnforschung ist so gesehen keine Provokation für die QF, sondern ganz im Gegenteil ein Beistand.

((117)) Soll die QF eine Einheit oder eine Vielheit sein? Wie die Replik von Reichertz zeigt, neigt er zur Haltung, dass eine Einheit wünschenswert wäre (vgl. ((88))). Darin wird er von einigen Kritikerinnen und Kritikern unterstützt, wenn sich auch nur wenige explizit dazu äußern. Knoblauch ((1)) spricht von einer Schnittmenge, die ihm zwar eher klein vorkommt, die aber immerhin zu bestehen scheint.[5] Auch Jüttemann meint, bei richtigem Vorgehen wäre es durchaus möglich, den Nachweis zu erbringen, dass die QF einen „inhaltlichen ‚Kern' besitzt" ((6)). Statt von Kern, Schnittmenge oder gemeinsamem Nenner, spricht Reichertz lieber von Grundlage und Fundament (vgl. ((88))). Danach hat die QF „keinen eindeutigen Kern" ((Zusammenfassung)), „keine … Schnittmenge" ((8)), die allen Methoden gemein wäre, und keinen „gemeinsamen Nenner" ((9)), aber sie hat „ein (wackeliges) Fundament" (R ((22))).

((118)) Das wird unseres Erachtens erst in der Replik deutlich. Denn im HA argumentiert Reichertz rein formal und sieht das Gemeinsame der (elaborierten) Methoden darin, dass sie ihre Grundlagen im Rahmen einer wissenschafts- und gegenstandstheoretischen Re exion sichern. Allerdings haben wir den Eindruck, dass Reichertz' Position ambivalent bleibt. Glaubt er wirklich, die faktische Vielfalt der QF, wie er sie in seinem HA ausführlich darstellt (s. ((8))f.), lasse sich in eine begründete Einheit transformieren? Die disziplinäre Pluralität der QF in Rechnung stellend und Mrucks Anregung aufgreifend, über den „Tellerrand" (Flick) der „deutschsprachigen Landen" (R ((103))) – nicht mehr: der „deutschen Landen", wie im HA ((5)) – hinauszublicken, meint Reichertz, dass es schwer sein werde, „eine Vereinheitlichung zu nden" ((103)). Nimmt man seine gut begründete Forderung nach einer metatheoretischen Grundlegung der QF hinzu, so steigert sich die Heterogenität erneut. Denn man wird kaum davon ausgehen können, dass Reichertz'

eigene *inhaltliche* Position, die er in der Replik darstellt, allgemeine Anerkennung ndet. Auch wenn sie von vielen Qualitativen geteilt werden dürfte, *alle* werden ihr nicht zustimmen. Sagt uns dies Reichertz nicht selber, wenn er zwar von *einem Fundament* spricht, das für alle (qualitativen) Verfahren gelten soll, aber zugleich von *verschiedenen Kernen* die Rede ist, die den vielen Verfahren inhärent seien (R ((19)))? Wie diese Katachrese interpretiert werden muss, erfahren wir allerdings nicht.

((119)) Man darf auch nicht denken, die Quantitativen hätten es leichter. Der Kritische Rationalismus, der oft als wissenschaftstheoretische Grundlage der quantitativen Forschung ausgegeben wird, steht keineswegs ohne Konkurrenz da. Wie Kromrey zu Recht bemerkt, ist die „häu g anzutreffende Gleichsetzung bestimmter wissenschaftstheoretischer Postulate mit der Anwendung bestimmter Methoden … lediglich eine komplexitätsreduzierende (und die methodologische Diskussion leider erschwerende) Vereinfachung" ((2)). Nimmt man die von Reichertz in die Diskussion gebrachten „neuen Probleme" hinzu – wie die zuvor erörterte Gehirnforschung –, dann wird es noch aussichtsloser, dass sich das „qualitative Feld" (HA ((19))) auf absehbare Zeit vereinheitlichen wird. Für Reichertz stellt sich zudem die Frage, wie er mit der objektiven Hermeneutik umgehen will, deren Wissenschaftlichkeit ihm doch – wie diejenige der ‚Rekonstruktiven' generell (vgl. ((87))) – ziemlich fragwürdig erscheint.

((120)) Der zuletzt genannte Punkt zeigt schließlich, dass es nicht nur um eine kognitive Frage geht. Die Einheit der QF entscheidet sich nicht nur in erkenntnis-, wissenschafts- und gegenstandstheoretischer Hinsicht. Denn zur Wissenschaft gehören auch Formen der Institutionalisierung – das sollte unter Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern kein Diskussionspunkt sein. Die *scienti c community*, die als Argumentations-, Diskurs- oder Interpretationsgemeinschaft bei der Wahrheits ndung eine wesentliche Rolle spielt, ist ohne organisatorische Basis nicht denkbar.[6] Deshalb scheint uns Loers Vorwurf an Reichertz, seine Analyse vermenge kommerziellen Erfolg und institutionelle Sichtbarkeit mit Wissenschaftlichkeit und zeuge von einer „Einschaltquotenmentalität" ((1)) unangebracht zu sein. Vielleicht muss man nicht so weit gehen wie Eberle, der im „Marsch der interpretativen Sozialforscher(innen) durch die Institutionen" ((5)) ein mindestens so wichtiges Erfolgskriterium sieht wie in der Qualität der Forschungsinstrumente, aber Recht geben kann man ihm – zumindest im Prinzip – trotzdem. Die Frage der Einheit der QF ist letzten Endes die Frage, ob sich innerhalb der *scienti c community* eine Einheit ergeben wird. Herbeizwingen lässt sie sich nicht, durch Diskussionen befördern allerdings schon.

((121)) Mag sein, dass vieles noch geklärt werden muss (s. R ((1))). Uns scheint jedoch, dass mit der vorliegenden Diskussionseinheit vieles schon geklärt worden ist.

Anmerkungen

1 Wir verwenden bis auf weiteres die Bezeichnung QSF, nicht nur, weil sie von Reichertz prominent bereits in der Überschrift zu seinem HA gewählt wird, sondern auch weil sie nach unserer Einschätzung in einem *generischen* Sinn gebraucht wird, also keine Ausgrenzung der qualitativen Forschung in der Psychologie (die oft *nicht* zu den Sozialwissenschaften gezählt wird) intendiert. Interessanterweise schwankt die Zusammenfassung begrif ich zwischen „qualitativer *Sozialforschung*" und „qualitativer *Forschung*". In der Replik spricht Reichertz dann nur noch von „qualitativer Forschung" (vgl. ((85))).

2 Reichertz liefert nur im Falle des ‚Forums Qualitative Sozialforschung' (FQS) Informationen in Form von Zahlen (s. HA ((Anmerkung 3))).

3 Leider sagt er nicht, welches diese Spielarten sind.

4 Das Problem der Generalisierung qualitativ gewonnener Daten wird im HA von Reichertz nach unserer Einschätzung zu wenig berücksichtigt.

5 Dass diese aber leer sein könnte, zeigen unsere kritischen Bemerkungen in ((80)).

6 Darauf wollen wir mit dem Motto von Claude Bernard (1865/1966, p. 77) hinweisen.

Literatur

Amann, Klaus & Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. In: dies. (eds.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 7-52.

Bauer, Joachim (2006): Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Bernard, Claude (1865/1966): Introduction à l'étude de la médecine expérimentale. Paris: Garnier-Flammarion.

Bohnsack, Ralf (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Ingrid Gogolin, Heinz-Hermann Krüger, Dieter Lenzen & Thomas Rauschenbach (eds.): Standards und Standardisierungen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, p. 63-81.

Bourdieu, Pierre (1990): Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.

Buck, Günther (1981): Hermeneutik und Bildung. Elemente einer verstehenden Bildungslehre. München: Fink.

Cappai, Gabriele (2000): Kulturrelativismus und die Übersetzbarkeit des kulturell Fremden in der Sicht von Quine und Davidson. Eine Beobachtung aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 29, p. 253-274.

Cicourel, Aaron (1974): Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Feyerabend, Paul (1976): Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gerhardt, Uta (2001): Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gar nkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Giono, Jean (1995): Notes sur l'affaire Dominici. In: ders.: Journal, poèmes, essais. Hrsgg. von Pierre Citron. Paris: Gallimard, p. 671-705.

Heimsoeth, Heinz (1981): Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (7. Au .).

Herzog, Walter (2002): Zeitgemäße Erziehung. Die Konstruktion pädagogischer Wirklichkeit. Weilerswist: Velbrück.

Herzog, Walter (2003): Zwischen Gesetz und Fall. Mutmaßungen über Typologien als pädagogische Wissensform. In: Zeitschrift für Pädagogik, 48, p. 383-399.

Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt a.M.: Campus.

Insel, Thomas R. & Fernald, Russell D. (2004): How the Brain Processes Social Information: Searching for the Social Brain. In: Annual Review of Neuroscience, 27, p. 697-722.

Kluckhohn, Clyde & Murray, Henry A. (1948): Personality Formation: The Determinants. In: dies. (eds.): Personality in Nature, Society, and Culture. New York: Alfred A. Knopf, p. 35-48.

Kuhn, Thomas (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (2. Au .).

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mensching, Günther (1992): Das Allgemeine und das Besondere. Der Ursprung des modernen Denkens im Mittelalter. Stuttgart: J.B. Metzler.

Menze, Clemens (1988): Vom Antikartesianismus zur Theorie der Bildung des Menschen. Umrisse einer Entwicklung. In: Pädagogische Rundschau, 42, p. 63-84.

Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Thomas Jung & Stefan Müller-Doohm (eds.): „Wirklichkeit" im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 106-189.

Plessner, Helmuth (2003): Phänomenologie. Das Werk Edmund Husserls. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. IX: Schriften zur Philosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, p. 122-147.

Popper, Karl R. (1989): Logik der Forschung. Tübingen: J.C.B. Mohr (9. Au .).

Schütz, Alfred (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff, p. 3-54.

Steinke, Ines (2000): Geltung und Güte. Bewertungskriterien für qualitative Forschung. In: Klaus Kraimer (ed.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, p. 201-236.

Taylor, Charles (1996): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Tooby, John & Cosmides, Leda (1992): The Psychological Foundations of Culture. In: Jerome H. Barkow, Leda Cosmides & Jack Tooby (eds.): The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture. New York: Oxford University Press, p. 19-135.

Wilson, Thomas P. (1970): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (ed.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1. Reinbek: Rowohlt, p. 54-79.

Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971.

Adressen

Prof. Dr. Walter Herzog, Universität Bern, Institut für Erziehungswissenschaft, Muesmattstr. 27, CH-3012 Bern
E-Mail: walter.herzog@edu.unibe.ch

Prof. Dr. Armin Hollenstein, Universität Bern, Institut für Erziehungswissenschaft, Muesmattstr. 27, CH-3012 Bern
E-Mail: armin.hollenstein@edu.unibe.ch

Erwägen Wissen Ethik

Deliberation Knowledge Ethics

vormals / previously
Ethik und Sozialwissenschaften (EuS) – Streitforum für Erwägungskultur

EWE 18 (2007) Heft 2 / Issue 2

INHALT / CONTENT

EDITORIAL

Werner Loh: Erwägen, Forschung und Lehre 159

SEMINARBERICHT

Auf Basis der EWE-Diskussionseinheit zu *Beharrung und Wandel – ist wirtschaftliche Evolution theoriefähig?* (EWE, Jg. 15, 2004, Heft 1: S. 33-143)

Friedrun Quaas und die Studierenden **Ronny Bechmann, Nils Bretschneider, Mathias Hagen, Ulrike Mühler, Simone Schüller, Sebastian Thieme, Marliese Weissmann**: Erwägung als Prozess der Selbstorganisation – Seminarbericht zur Erwägung einer Grundsatzfrage der Evolutorischen Ökonomik 161

DRITTE DISKUSSIONSEINHEIT UND ERWÄGUNGSSYNOPSE

HAUPTARTIKEL
Jo Reichertz: **Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme** 195

KRITIK
Lars Allolio-Näcke und **Jürgen van Oorschot**: Suchbewegungen zum Überleben der Qualitativen Sozialforschung? 208
Georg Breidenstein: Gegen eine Verselbständigung von „Methoden“ in qualitativer Sozialforschung 211
Franz Breuer: Über die Heterogenität der Methoden/-verwendung in der qualitativen Sozialforschung 213
Thomas Brüsemeister: Zur Institutionalisierung qualitativer Forschungen 215
Thomas S. Eberle: Die Crux mit der Überprüfbarkeit sozialempirischer Forschung. Forschungspragmatik vs. elaborierte methodologische Gütestandards 217
Hannelore Faulstich-Wieland und **Peter Faulstich**: Theoriediskussion statt Methodendebatte 220
Uwe Flick: Diversi zierung, Güte und Kultur qualitativer Sozialforschung 222